g:830,1

30.3080
1

J: Blaschke sc.

Kaiser Alexanders Milde.

Edle

Charakterzüge,

schöne und große Handlungen,
wichtige Anekdoten, Scenen,
witzige Einfälle
und
letzte Worte
berühmter Menschen
der
ältern und neuern Zeit.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe
Zahl

Von
L. F. Schulz.

Erster Band.

Wien,
in der Anton Dollischen Buchhandlung.
1804.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Edle

Charakterzüge,

schöne und große

Handlungen

berühmter Menschen.

Erster Band.

Vorrede.

Es ist eine sehr angenehme Bemerkung, daß nun der größte Theil des Publikums seinen Geschmack an den abentheuerlichen, unsittlichen und faden Ritter- und Geister-Romanen mit einem bessern, der seinem Kopfe und Herzen gleichviel Ehre macht, vertauscht habe. Man liebt jetzt Schriften, die uns mit edlen Charakterzügen, schönen und großen Handlungen, wichtigen Anekdoten, Einfällen, die das artige Gepräge des feinen Witzes oder Scherzes tragen u. s. w. bekannt machen, und flieht jene obengenannte giftige Waare, die gewiß eine von den erheblichsten Mitursachen des immer mehr einreissenden Sittenverderbnisses und der so vielen verschrobenen Köpfe unsrer Jugend war.

So wie die Phantasie die Quelle einer Menge Vollkommenheiten und Freuden seyn kann und wird, wenn man sie nicht auf Kosten des Verstandes nährt und unterhält; so bringt sie auch im entgegengesetzten Falle ein Heer von Uebeln, von schrecklichen Verwüstungen in der Menschennatur und Welt hervor. Nichts trägt aber zu ihrer Ausartung und Verwilderung mehr bey, als das Lesen der Geister- und Ritter-Romane.

Da der letzte und höchste Zweck aller Ausbildung moralisch gut seyn ist; so müssen wir uns vorzüglich bestreben, alles das zu vermeiden, was den guten Sitten und der Beförderung derselben entgegensteht, und alles das zu thun und anzuwenden, was uns unserm schönen Ziele der Sittlichkeit näher führt.

Ihr Wenigen der Lesewelt, die ihr noch obenerwähnte Romane zum Gegenstand eurer Unterhaltung wählt, werft auch ihr diese unseligen Schriften weg, die so selten etwas Nachahmungswürdiges ent-

halten, die so oft zu unsittlichen Schwärmereyen und sogar zum Selbstmorde geführt haben, und wählt euch eine Lektüre, die euren Verstand aufklärt, eure Herzen veredelt!

Wie selig, wie erhaben fühlen wir uns bey Lesung einer schönen großen Handlung, eines edlen Charakterzuges! Wie glühen wir, ein Gleiches zu thun!

Und wahrlich! Nichts erhebt das Menschenherz
So sehr, als der entzückende Gedanke:
„Nie stirbt die große That! Sie wirket fort,
„Und durch die Kraft des Beyspiels wecket sie
„Auch nach Jahrtausenden das edle Herz
„Zu großer That!“

Wer den Regulus las, wird auch wissen, welches Mannes Worte ich hier angeführt habe. — Mein innigstes Bestreben sey also, aus den Lebensbeschreibungen und Charakterschilderungen edler Männer der alten und neuen Welt solche

Handlungen, Scenen, Züge, Anekdoten und Reden auszuheben, und dem lesenden Publikum vorzulegen, welche sowohl die untern als obern Geistesfähigkeiten beschäftigen, nähren und erhöhen, im menschlichen Herzen angenehme und schöne Empfindungen erregen und es aufmuntern, aus Grundsätzen zu handeln, wie die Edelsten unter den Menschen je gehandelt haben!

Alexander I.

Nichts rührt mein Herz so leicht, so tief, als die Erinnerung an einen edlen Menschen, besonders an einen Fürsten, der ein thätiger Beglücker seines Volkes, ein weiser Vater seiner Unterthanen ist.

„Der strenge Philosoph, sagte ein deutscher Schriftsteller in Rußland, am Tage des Regierungsantritts des Kaisers Alexander I. kann nicht mehr fordern, als er bisher geleistet hat; er sieht, daß der junge edle Mann seines erhabenen Standes würdig ist, daß er ihn ehrt, und zu diesen kritischen Zeiten selbst über freche Aeußerungen erhebt. Der Menschenkenner ist überzeugt, daß er auf dieser schwachen Bahn als ein starker Mann vorwärts schreiten wird; denn er ringt nach dem wahren Ruhm, er achtet den Menschen und setzt Werth auf die Achtung der Menschen. Er

hat schon die erste der königlichen Tugenden so jung errungen, das Gute zu wollen, und nach Prüfung anerkannt, es voll Muth und Kraft zu vollziehen."

Und wahrlich, diese Behauptung hat Alexander durch seine bisherigen Einrichtungen und Anstalten aufs schönste bestätiget.

Das Manifest, welches bey Gelegenheit seiner Krönung zu Moskau am 15ten September 1801. erschien, muß als eine der schönsten Urkunden in der Zeitgeschichte aufbewahrt werden.

Für dieses Jahr (nemlich 1801.) befreyte er alle Stände im ganzen Reiche von der Rekrutenaushebung. Er befahl nicht nur bey der ersten Einkaßirung der Kopfgelder des Jahres 1802. allen denen, die dieser Ausgabe unterworfen sind, 25 Copeken auf jedem Kopfe von dem ihnen zukommenden Kopfgelde und übrigen allgemeinen Abgaben zu erlassen, sondern auch die wegen gewisser Sachen festgesetzten Strafgelder, die bisher noch nicht einkaßirt waren, nicht beyzutreiben.

Die Arrestanten, die sich wegen Nichtentrichtung der, der Krone bey Prozeß-Sachen zukommenden Abgaben in Verhaft befanden,

oder die wegen Kronschulden länger als fünf Jahre im Gefängnisse gesessen haben, wurden freygelassen und die Schulden ihnen geschenkt, wenn sie sich ausweisen konnten, daß sie nicht im Stande seyen zu bezahlen. Auch die Erben derjenigen Verstorbenen, die etwa Schulden an die Krone hatten, wurden von der Zahlung freygesprochen.

Den über die Grenze Entwichenen gab Er Verzeihung und die Erlaubniß, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Dieser Gnade wurden auch alle Bauern, die unter der Direktion der Krone stehen, als: Reichs = Hof = Appanagen = und Ökonomie = Bauern, oder die bey den Hüttenwerken eingeschrieben und in das Innere des Landes entwichen sind, theilhaftig; nur sollten sie sich, da sie eigenmächtig ihre Aufenthaltsorte und Wohnungen verlassen haben, in Zeit von 2 Jahren wieder daselbst melden, wohin ein jeder von ihnen gehört.

Alle diejenigen, welche sich in Betreff der Schenkhäuser oder wegen Salzangelegenheiten im Verhafte befanden, wurden auf freyen Fuß gestellt, und es sollte weder das über sie gefällte Urtheil vollstreckt, noch die wegen die-

ſer Sachen ausſtändigen Entrichtungen gehoben werden.

Die Abgaben der Viertel-Zinſe, die bey Verſchreibungen und Vermachungen unbeweglichen Vermögens eingefordert worden, und ſeit der Herausgabe des Geſetzbuches eingeführt und hernach durch Statuten den 15ten Dezember 1763. feſtgeſetzt ſind, befahl der edelmüthige Monarch gänzlich aufzuheben und ins künftige nie wieder einzufordern.

Allen Militair-Offiziers, bis und mit Einſchluß der Obriſten, verlieh Er noch den vierten Theil ihrer bisherigen Gage, als Zulage zu ihrem Gehalte.

Einen neuen Beweis der Kaiſerlichen Milde und Gnade gab er am Krönungstage ſelbſt (den 27ten September), indem er einen Ukas erließ, vermöge deſſen einer Commiſſion, unter dem Vorſitze des Fürſten Kurakin, der Auftrag ertheilt worden iſt, eine Unterſuchung über diejenigen anzuſtellen, welche unter der vorigen Regierung, nicht wegen Verbrechen, ſondern wegen Meynungen und unvorſichtigen Aeußerungen, verhaftet worden ſind.

Wer könnte auch alle Gnadenbezeugungen, womit er ſeinen Krönungstag verherrlichte, aufzählen? wer die Verordnungen und

Anstalten nennen, die er zur Beförderung der Wissenschaften, Künste und Sittlichkeit, zur Aufnahme der Volksaufklärung, zur Verbesserung und Erweiterung des Handels, des Ackerbaues, der Manufakturen und Fabriken gegeben und getroffen hat?

*
* *

Ein Großer des Reichs bat ihn um ein Erbgut. Man lese hier, was der vortreffliche junge Monarch an diesen geschrieben hat!

„Die Russischen Bauern sind größten Theils Sklaven. Ich habe nicht nöthig, mich über die Herabwürdigung und das Unglück eines solchen Standes weitläuftiger auszubreiten. Daher habe ich ein Gelübde gethan, die Zahl desselben nicht zu vermehren und es mir zum Grundsatz gemacht, keine Bauern als Eigenthum zu verschenken. Ich gebe Ihnen das Gut in Erbpacht für Sie und Ihre Nachkommen. Das läuft ungefähr auf Eines hinaus, nur mit dem Unterschiede, daß der Bauer nicht verkauft oder veräußert werden kann, wie das Vieh. Sehen Sie, dieß sind meine Gründe, und ich bin überzeugt, Sie würden an meiner Stelle eben so handeln.“

Welcher Mensch von Gefühl kann so ein Schreiben ohne Rührung lesen? Mir stunden die Thränen in den Augen, als ich den Brief las, wovon ich Ihnen, meine theuren Leser, hier einen Auszug mittheilte.

Wie sehr aber dieser Brief aus des Kaisers schöner Seele geschrieben sey, beweiset uns eine jüngere Begebenheit. — Der Graf Sergei Rumanzoff bat ihn um die Erlaubniß, seinen Bauern dadurch die Freyheit zuzusichern, daß er ihnen seine Ländereyen käuflich abträte. Sobald sie also die bestimmte Summe Geldes an den Grafen bezahlt haben würden, wären sie nebst Kindern und Kindskindern frey. Der Kaiser ertheilte ihm mit Freuden die Erlaubniß und äußerte so viel Wohlgefallen an dem schönen Entschluße des Grafen, daß er ihm ein ansehnliches Geschenk zum Zeichen seiner höchsten Zufriedenheit gemacht hat.

Wie würdig feyerte Alexander im verwichenen Jahre seinen Geburtstag, den 12ten Dezember! An diesem schönen Tage, welcher nicht nur jedem Russen, jedem Europäer, sondern auch jedem Menschen, der seine Brüder liebt, heilig seyn muß, hat er die neue Universität zu Dorpat nicht allein bestätigt, son-

dern auch mit neuen Geschenken und Vorrechten kaiserlich begabt.

In einem Schreiben aus Petersburg vom 20ten Jul. liest man folgende Anekdote: Der Kaiser ritt dieser Tage, wie gewöhnlich, ohne Pomp, in einem simpeln Ueberrock spazieren. Er kam an einen Begräbniß-Platz, wo ein Todtengräber arbeitete, sahe diesem zu, und sagte zu ihm: „Freund, du gräbst das Grab auch gar nicht tief, es wäre besser, wenn du es allenfalls eine Elle oder eine halbe tiefer grübest. Kalt und unempfindlich antwortete der Todtengräber: dieß ist nun einmahl so die Art, und auf die Gegenbemerkung, daß es doch wegen der Nähe der Stadt nicht so seyn sollte, versetzte er trotzig: die Gräber werden nun einmahl nicht anders gegraben. Nun ließ der Kaiser den Polizey-Offizier des Stadt-Theils rufen und stellte ihn über die Art, die Gräber zu machen, zur Rede. Was geht es denn Sie an? sagte dieser. Was jeden Menschen das Wohl seiner Mitbürger angeht, und ich will, daß es anders werde, war die Antwort. „Guter Mann, erwiederte der Polizeyoffizier, gehen Sie ruhig nach Hause, und bekümmern Sie sich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen.“ In diesem un-

artigen Tone fuhr der Polizey=Offizier fort. Plötzlich entdeckte sich der Kaiser. Der Polizey=Offizier sank zu seinen Füssen, und flehte um Verzeihung. „Du verdienst Strafe wegen deines Betragens, wegen deiner unartigen Antworten, die du keinem guten Menschen hättest geben sollen — und du wirst bestraft werden." Der Polizey=Offizier fuhr fort zu flehen. „Hast du Frau und Kinder?" Eine Frau mit fünf Kindern. „Eile nach Hause, und danke deinem Weibe und deinen Kindern deine Rettung."

Wer hätte des verewigten Klopstocks herrliche Ode an den Kaiser (Joseph) gelesen und dächte bey Lesung dieser Charakterzüge und Handlungen nicht an die schönen, kraftvollen Worte:

Wer hat geendet,
Wie du beginnest?

Der sinn= und herzlose Schmeichler vergleicht ihn so gern mit Alexander dem Großen; aber welche Unähnlichkeit, wenn man die Größe eines Fürsten nicht in wilde Eroberungssucht, sondern in das rastlose Bestreben, sein Volk zu beglücken, es der Menschlichkeit näher zu führen, setzt!

Ich erinnere mich hier der schönen feurigen Ode von Uz: Die wahre Größe. Unter andern singt der geistvolle Dichter:

Zeuch, Alexander, hin bis zu den braunen
Scythen;
Irr' um den trägen Phrat, wo heißre Sonnen
wüthen,
Und reiß dein murrend Heer
Zum Ganges hin, bis ans entfernte Meer!

Du kämpfest überall, und siegest, wo du kämpfest,
Bis du der Barbarn Stolz, voll größern Stol-
zes dämpfest,
Und die verheerte Welt
Vor ihrem Feind gefesselt niederfällt.

Verkenne Menschlichkeit und menschliches Er-
barmen!
Von deinem Haupte reißt auch in des Sieges
Armen,
Der Tugend rauhe Hand
Die Lorbeern ab, die Ehrsucht ihr entwandt.

Mit Lorbeern wird von ihr der beßre Held be-
kränzet,
Der für das Vaterland in furchtbarn Waffen
glänzet,
Und über Feinde siegt,
Nicht Feinde sucht, nicht unbeleidigt kriegt.

Alexander wird kein Eroberer, sondern ein weiser Beschützer, Erhalter und Beförderer Rußlands seyn; er wird die inneren Staatskräfte entwickeln, für Aufklärung, Wohlstand und Ruhe seiner Unterthanen sorgen und so den Nahmen eines wahrhaft Großen ungleich mehr verdienen, als jener tollkühne Weltverwüster.

Friedrich

Friedrich Wilhelm III.

Es ist eine der süßesten Freuden für den menschenfreundlichen Denker, jetzt im Norden drey so edle Fürsten, als Alexander I. Kaiser von Rußland, Friedrich Wilhelm III. König von Preussen und Gustav Adolph König von Schweden sind, wetteifernd ihre Völker beglücken zu sehen.

Jedermann weiß, wie thätig der König von Preussen ist, indem er fast jedes Schreiben selbst erbricht und liest.

Noch immer lebt er mit seiner liebenswürdigen Gemahlin, Louise, in dem Palais, das er als Kronprinz bewohnte, und die Königinn wünscht dasselbe nie zu verlassen. Ich habe bisher, sagte Sie einmahl, unaussprechlich glücklich in diesem Palais gelebt.

Der König hat mit ihr nur Einen Hofstaat; sie essen zusammen an einer Tafel, und

sind die ganze Zeit, die er von Geschäften frey hat, bey einander.

Ein alter Schreibmeister, welcher die Königinn in Darmstadt, wo sie nebst ihrer Schwester bey einer Tante erzogen worden ist, im Schreiben unterrichtet hatte, faßte den Entschluß, nach Berlin zu reisen, um die Freude zu haben, seine Schülerinnen vor seinem Ende noch einmahl zu sehen. Er kam in Berlin an, und ließ sich bey der Königinn als ein alter Bekannter aus Darmstadt anmelden. Die Königinn ließ ihn sogleich vor sich kommen, und freute sich außerordentlich ihn wieder zu sehen. Sie unterhielt sich einige Stunden mit ihm über Darmstadt, und auch der König, der dazu kam, nahm Antheil an diesem Gespräch. Die Königinn fragte ihn endlich, ob er denn kein Anliegen habe, indem sie sich nicht vorstellen konnte, daß dieser Mann so ohne alles Interesse die weite Reise unternommen hätte. Allein er versicherte sie, daß er nichts brauche, sondern sein gutes Auskommen habe, und daß der einzige Beweggrund seiner Reise gewesen sey, seine ehemahlige Schülerinn nun als Mutter zu sehen. Der König sagte ihm hierauf, er sollte nun fortgehen, und die Merkwürdigkeiten

Berlins besehen; um 1 Uhr sollte er sich aber wieder einfinden, und zu Mittage mit ihnen essen. Der alte Maun glaubte, daß man über ihn spotten wolle; allein der König wiederholte es ihm im vollen Ernste und sagte ihm noch, sie wären ganz allein; er solle nur kommen und ihnen noch mehr von Darmstadt erzählen. Er fand sich also wirklich zur bestimmten Zeit ein, und aß mit an des Königs Tafel. Als sie aufstanden, übergab ihm die Königinn ein kostbares goldenes Etuis, auf welchem ihr mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß befindlich war, mit diesen Worten: „Nehmen Sie, mein lieber alter Lehrer! diese Kleinigkeit zum Andenken von ihrer ehemaligen Schülerinn, die sich recht herzlich freut, ihrem Lehrer noch einmahl danken zu können.“ Der alte Mann war vor Entzücken ausser sich; Thränen rollten ihm über die runzelichten Wangen, und er konnte vor Schluchzen kaum eine Silbe hervorbringen. Der König sagte ihm hierauf, daß er dafür gesorgt habe, daß er sobald es ihm beliebte, von Berlin nach Darmstadt mit Extrapost frey zurückreisen könne.

Welche edle Humanität, welch ein schöner Zug von Dankbarkeit! Doch dieser ist nicht

der einzige, der dieses königliche Paar vor so vielen ihres Standes auszeichnet und den gehaltlosen Stolz des manchmahl so inhumanen Adels und Halb-Adels beschämt.

Der König war einst als ein zehnjähriger Knabe mit seinem Hofmeister zur Zeit der gewöhnlichen Revüe in Berlin. Er besuchte bey dieser Gelegenheit auch das Lager vor dem Hallischen Thore, in welchem um diese Zeit gewöhnlich einige Kavallerie-Regimenter zu kampiren pflegen. Er bemerkte hier einen schon ziemlich bejahrten Offizier, dessen Physiognomie ihm gefiel. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und erfuhr von ihm, daß derselbe seines Alters ungeachtet doch erst Premier-Lieutenant sey. Auf seine darüber geäußerte Verwunderung erhielt der junge Prinz zur Antwort, daß der Offizier gleich zu Anfang des siebenjährigen Krieges das Unglück gehabt habe in östreichische Gefangenschaft zu gerathen, und daß er folglich die ganze Zeit über, wo dieser Krieg gedauert habe, von dem stattgehabten Avancement ausgeschlossen geblieben sey. Auch nachher sey bey seinem Regimente theils kein Abgang vor ihm gewesen, theils habe einigemahle ein Einschub Statt gefunden, und so sey er bis jetzt immer noch Lieutenant.

Da dieser Mann dem jungen Prinzen sehr wohl gefiel; so ging der Prinz den folgenden Tag wieder ins Lager und suchte sich den Offizier wieder aus. Er fing von neuem ein Gespräch mit ihm an, und bat ihn unter andern, er möchte ihm doch zeigen, wie man ein Kavallerie-Pferd sattle, indem er sich schämen müsse, noch kein Pferd satteln zu können. Der Offizier ließ sogleich sein eignes Pferd vorführen, und zeigte nun dem Prinzen jedes einzelne Stück des ganzen Geschirres, sagte ihm von jedem den Nahmen und sattelte alsdann selbst sein Pferd. Dieß machte dem jungen Prinzen viele Freude, und er stattete dafür dem Offizier seinen Dank ab.

Als der Offizier wieder in seinem Standquartier angekommen war, ließ er ein kleines Pferd mit vollständigem Sattelzeuge von einem Sattler verfertigen und schickte es dem Prinzen, damit er sich daran im Satteln üben könnte. Welches Vergnügen für den Prinzen! Das Pferd ward nun sein Lieblings-Spielzeug, und selbst, als er schon erwachsen war, zeigte er denen, die zu ihm kamen, oft dieses Pferd noch mit sehr sichtbarem Ausdrucke des Vergnügens, das er in seinen jüngern Jahren dabey empfunden hatte. Er hatte seit je-

ner Zeit sich fleißig nach dem alten Lieutenant, der endlich Staabs-Rittmeister geworden war, erkundigt, und immer das beste Zeugniß von seinem Wohlverhalten und seinen militärischen Kenntnissen erhalten. In den ersten Tagen, da er die Regierung angetreten hatte, erinnerte er sich des Mannes. Er schrieb ihm sogleich: „Ich freue mich, daß mich die Vorsehung auf den Thron erhoben hat, vorzüglich deßwegen, daß ich nun im Stande bin, gewisse Schulden abzutragen, die mich schon lange drückten, und alte Verdienste zu belohnen." u.s.w. Er überschickte ihm dabey das Patent als Major und hundert Stück Friedrichsd'or zu einer Reise nach Berlin, indem er ihn selbst zu sprechen wünschte. Der alte würdige Mann fand sich sogleich ein, meldete sich beym Könige und wurde gleich von ihm zur Tafel gezogen.

So viel Einfachheit, so wenig Prunk und Geräusch war vielleicht noch nie an einem Königshofe. Nur im Schooße seiner Familie und im Umgange derer, die schon vorher sein Vertrauen verdienten, und dann vorzüglich in der Erfüllung seiner Pflichten findet der König sein Glück.

Als seine Geschwister in den ersten Tagen Miene machten, ihn durch Ew. Majestät anzureden, bat er es sich aus, daß sie ihn nach wie vor Bruder Fritz nennen sollten.

Als die kleinen Kinder des verstorbenen Prinzen Ludwig ihn zum erstenmahle nach seiner Thronbesteigung sahen, liefen sie auf ihn zu, und fragten mit kindischer Naivetät: „Onkle Fritz! ist es denn wahr, daß du König geworden bist?" Er schloß die kleinen Unmündigen in seine Arme und sagte ihnen: „Ich werde künftig euer Vater seyn."

Sein Koch ließ, nach der Thronbesteigung einige Gerichte mehr als gewöhnlich auftragen; dieß ahndete der König, indem er ihn fragen ließ: „ob er denn glaube, daß sein Magen, seitdem er König wäre, größer geworden sey." Er verbot ihm, künftighin dergleichen Aenderungen zu machen. Eben so versicherte er einen Bedienten, der beyde Flügelthüren öffnete, als er zum Zimmer hinauswollte: „er sey um nichts dicker geworden und er könne noch so gut, wie vorher durch die eine Flügelthür hindurchgehen."

Zu den hervorstechendsten Zügen in dem Charakter des Königs gehört sein Bürgersinn. Er geht fast täglich, oft ganz allein, unter

den Linden, oder im Thiergarten, zu Fuß spazieren, redet Leute an, oder nimmt ihnen die Bittschriften, die sie ihm überreichen, ab, oder weißt sie damit nach seinem Hause. Er ging auch auf den Holzmarkt, wo er die Größe der Haufen ausmessen ließ, und streng befahl darauf zu sehen, daß nichts davon entwendet werde, und daß ein Jeder sein richtiges Maaß bekomme.

Als ein Deputation des Berliner=Stadtmagistrats dem Könige und der Königinn den Glückswunsch zur Thronbesteigung abstatteten; forderte der König sie auf, gemeinschaftlich mit ihm zum Wohl des Ganzen mitzuwirken. Die Königinn erinnerte sich mit vieler Rührung der vielen Beweise der Liebe der Berliner Bürgerschaft bey ihrer ersten Erscheinung in dieser Stadt, und versicherte sie, daß ihr stetes Bemühen seyn werde, sich diese Liebe zu erhalten; denn setzte sie mit der liebenswürdigsten Naivetät hinzu: „die Liebe des Volkes ist das sanfteste Kopfkissen für die Könige.“

Immanuel Kant.

Dieses großen Weltweisen Schriften können zwar nur von Gelehrten gelesen und verstanden werden. Allein die mehresten von den Wahrheiten, auf welche ihn sein Nachdenken leitete, sind für alle denkende Menschen wichtig. Besonders dachte er über die drey wichtigen Fragen nach: Was kann der Mensch wissen? was soll und darf er thun? und was kann er hoffen und glauben? Leute, die ihn nicht verstunden und Feinde der Wahrheit und des Lichtes haben den guten Mann verschrieen und seine Lehre für gefährlich ausgerufen.

Wer wird aber die Lehren eines Mannes für gefährlich halten, welcher auf die zweyte Frage antwortete: Wir sollen das, was recht und gut ist, nicht des Nutzens wegen, den wir davon erwarten, sondern vornehmlich darum thun, weil es uns unsere Vernunft als

Pflicht vorhält. Gibt es wohl eine reinere Sittlichkeit, als nach solchen Grundsätzen handeln? Ist nicht dadurch der schändliche Egoismus, die Selbstsucht, die Urquelle aller Thorheiten und Laster verwerflich gemacht? Und auf diese Antwort gründete er die Beantwortung der dritten Frage, welche die sichere Hoffnung eines ewigen Lebens und den festen Glauben an einen heiligen Gott betrifft.

Kant wird vielleicht wenige seines Gleichen haben; denn er lebt, wie er lehrt, ganz nach den Aussprüchen der Vernunft, und niemand kann aufstehen und dem Philosophen etwas vorrücken, was Tadel verdiente. Er wurde einst bey Friedrich Wilhelm II. des jetzigen Königs Vater, gefährlicher Grundsätze halber angeklagt; allein er beschämte seine Feinde und gewann die Gunst seines Königs.

Kant sollte seine Grundsätze widerrufen, im Falle der Weigerung seine Professur, in welcher doch sein ganzes Glück bestund, verlieren, und sogar aus Preussen verbannt werden.

„Seine Majestät," antwortete Kant dem Komandanten von Königsberg, an den der Befehl ergangen war, „können über mein Schicksal befehlen; aber keineswegs mir die

Verbindlichkeit auflegen, daß ich gegen mein Gewissen handle, und das, was ich für Wahrheit halte, verleugne."

Diese Festigkeit im Charakter des Weisen rührte den König; er ließ ihn seiner Gewogenheit versichern und nahm seine Befehle zurück.

Dieser einzige Charakterzug des Königsberger Weisen zeigt uns, daß er nicht bloß speculativer, sondern auch praktischer Philosoph sey. Er ist in jeder Hinsicht Philosoph; für die Welt, für die Schule ,und für sich selbst. Auf ihn paßt so ganz das Horazische: „Ja bräch' und stürzte dieser Weltbau, Schreckenlos träfen sein Haupt die Trümmer."

Seine Triebe, seine Neigungen hat er ganz in seiner Gewalt, er ist vollkommen Herr über sich selbst. Wie viel er über sein Physisches vermag, kann unter andern auch dieses zum Beweise dienen.

„Ich habe," sagt er selbst in seinem Streit der Fakultäten — „wegen meiner flachen und engen Brust, die für die Bewegung des Herzens und der Lunge wenig Spielraum läßt, eine natürliche Anlage zur Hypochondrie, welche in früheren Jahren bis an den Ueberdruß des Lebens gränzte. Aber die Ueberle-

gung, daß die Ursache dieser Herzbeklemmung vielleicht blos mechanisch und nicht zu heben sey, brachte es bald dahin, daß ich mich an sie gar nicht kehrte, und während dessen, daß ich mich in der Brust beklommen fühlte, im Kopfe doch Ruhe und Heiterkeit herrschte, die sich auch in der Gesellschaft, nicht nach abwechselnden Launen — wie Hypochondristen pflegen, sondern absichtlich und natürlich mitzutheilen nicht ermangelte. Und da man des Lebens mehr froh wird, durch das, was man im freyen Gebrauche desselben thut, als was man genießt, so können Geistesarbeiten eine andere Art von befördertem Lebensgefühl den Hemmungen entgegen setzen, welche bloß den Körper angehen. Die Beklemmung ist mir geblieben; denn ihre Ursache liegt in meinem körperlichen Bau. Aber über ihren Einfluß auf meine Gedanken und Handlungen bin ich Meister geworden, durch Abkehrung der Aufmerksamkeit von diesem Gefühle, als ob es mich gar nicht anginge."

So ein tiefsinniger Denker Kant auch ist, so ist er doch nicht unfreundlich. Jeder, der ihn persönlich kennen gelernt hat, gibt ihm das Zeugniß, daß er ein artiger, gefälliger, zuvorkommender, gesellschaftlicher Mann sey.

Man spricht mit ihm über die erhabensten Wahrheiten, und über die gemeinsten trivialsten Gegenstände.

Man bleibe bey ihm so lang man wolle, man wird dem Philosophen nicht lästig. Wie viel diese Geduld bey einem Manne, wie Kant ist, zu bedeuten habe, das läßt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß sein Nahme in aller Welt bekannt ist, daß jeder Fremde ihn sehen will, daß er selten jemand einen Besuch verweigert, und daß es unter diesen neugierigen Besuchern gewiß viele gibt, welche von ihm wenig oder gar nichts weiter als seinen Nahmen wissen.

Er speiset selten allein; ein oder ein Paar Freunde machen seine Tischgesellschaft aus. Man ißt bey Kanten, und thut gerne auf zahlreiche Schüsseln Verzicht; denn der Philosoph bemüht sich beständig seine Gäste gut zu unterhalten.

Gegenstände der physikalischen Geographie und politische Materien sind seine angenehmste Unterhaltung. Ueber solche Materien ihn urtheilen zu hören, ist äußerst interessant und lehrreich.

Insbesondere fesseln seine Bemerkungen, Schilderungen und Erzählungen, welche die

Geographie und nahmentlich die physikalische betreffen, jedermanns Aufmerksamkeit. Er ist, ohne jemahls über einige Meilen weit von seiner Geburtsstadt Königsberg gereiset zu seyn, mit der Lage, dem Klima, der Einrichtung und Staatsverfassung, den Merkwürdigkeiten und Eigenthümlichkeiten aller Länder, ja man möchte sagen, ihrer einzelnen Provinzen, Distrikte und Städte, und mit dem Charakter, den Sitten und Gebräuchen ihrer Einwohner, so wohl bekannt, daß ein aus China kommender Reisender unsern Professor, den er darüber sprechen hörte, gefragt hat: seit wann er China verlassen habe?

*
* *

Schmeicheley ist Kanten verhaßt. Er sagt: Schmeichler, Jaherren, die einem bedeutenden Manne gern das große Wort einräumen, nähren diese ihn schwachmachende Leidenschaft, und sind Verderber der Großen und Mächtigen, die sich diesem Zauber hingeben.

Er ist ein Mann von Welt; bey ihm ist kein Ansehen der Person, er beträgt sich mit Feinheit und Höflichkeit gegen jedermann,

welcher darauf Anspruch hat; aber nur — „wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm;“ den ehrt er! Sein Grundsatz ist: „Nichts ist gut an sich selbst, als allein ein guter Wille,“ und nach diesem lediglich bestimmt er auch den Werth und die Würde eines Menschen. Folgendes Beyspiel mag ein Beleg zu diesem Grundsatze seyn.

Wenn er arbeitet, muß vollkommne Ruhe um ihn herrschen, nichts darf ihn stören. Dieses erstreckte sich selbst bis auf seine Vorlesungen. Das mindeste Geräusch war hinreichend, besonders in seinem höhern Alter, den Faden seines Vortrags zu verwirren, oder gar zu zerreissen. Um seine Aufmerksamkeit zu fixiren, pflegte er gewöhnlich seinen Blick auf denjenigen aus den Zuhörern zu richten, der ihm gerade gegenüber saß. Dieß war eine Zeitlang ein junger Mann, welchem ein Knopf an seinem Rocke fehlte, und der diesem Mangel aus Nachläßigkeit nicht abhalf. Kant blickte mit unverwandten Augen auf ihn und auf die Stelle an seinem Rock hin, wo der Knopf fehlte, und blieb so ungestört. Kurz darauf ließ sich der Student einen neuen Knopf annähen, und erschien wieder an seinem gewöhnlichen Platze. Jetzt war der Professor

während der ganzen Stunde zerstreut, verlor öfter den Faden seines Vortrags und in seinen Beweisgründen herrschte kein Zusammenhang. Nach geendigter Vorlesung ließ er den Studenten zu sich kommen, und sagte zu ihm: er habe seit geraumer Zeit bemerkt, daß ihm ein Knopf an seinem Rocke fehle. Der junge Mann fiel ihm hier in die Rede, und bat um Verzeihung, daß er so lange nachläßig gewesen sey, sich den Knopf nicht wieder annähen zu lassen. Nein, nein, erwiederte Kant, das meine ich nicht; ich wünschte vielmehr, daß sie den Knopf wieder wegnehmen ließen; denn er stört mich.

Gegen Arme ist Kant sehr wohlthätig; er unterstützt manchen im Stillen, und theilet beträchtliche Summen seinen dürftigen Verwandten mit.

In einer Gesellschaft, wobey sich unser Philosoph befand, hatte sich das Gespräch auf unsern wahrscheinlichen Zustand in einem andern Leben, das einstige Wiedersehen unserer hier Geliebten, und die Freuden, welche wir dort aus dem Umgange mit den Helden und Weisen der Vorzeit würden schöpfen können, gelenkt. Es wünschte sich der Eine mit diesem, der Andere mit jenem großen Man-

ne, mit einem Cicero, Cäsar, Homer, Plato, Newton u. s. w. einst zusammen zu treffen. Als man nun Kanten um seine Meynung befragte, sagte er: „In einem andern Zustande würde ich niemanden früher zu finden wünschen, als meinen alten treuen Lampe." Lampe war Kants Diener, dessen er sich immer noch mit Liebe und Achtung erinnert, und dadurch zugleich diesem ehrlichen Alten in den Herzen aller guten Menschen ein beneidenswürdiges Ehrendenkmahl errichtet.

Pichegru.

Einer der schönsten Tage in Pichegrus Leben ist der 1te April 1795. Die Terroristen wandten alles an, um ihre Freunde, Barrere, Collot d'Herbois und Billaud Varennes, die angeklagt waren, zu retten, und erregten an eben diesem Tage einen Aufruhr. Der Vorwand war die Brodtheuerung, dann aber stürmten sie den Konvent und forderten die Freysprechung obiger drey Personen. Als aber Abends 7 Uhr auf Befehl der Regierungsausschüsse der Generalmarsch in allen Sekzionen geschlagen wurde, versammelte sich die Nationalgarde: Pichegru ward durch einen Schluß des Convents zum Oberbefehlshaber derselben ernannt. Sein Muth und seine Thätigkeit stellte, von dem Eifer der Nationalgarde unterstützt, die Ruhe bald wieder her; alle Truppen zerstreuten sich bey seiner Annäherung; die

Empörer unterwarfen sich oder wurden entwaffnet. Zwey Tage später schien Paris gar nicht mehr dieselbe Stadt zu seyn.

Pichegru hat ein Aeußeres, das beym ersten Blick ernst ist, aber bey der nähern Unterhaltung sanfter wird und Zutrauen einflößt.

Seine Höflichkeit ist nicht die der Etikette, zweydeutig und arglistig: er ist gefällig mit der Offenheit eines ehrlichen Mannes, und gut von Natur ohne Kunst.

Wenn gleich nichts weniger als phlegmatisch von Natur, hält er doch stets ein kaltes, wohl überlegtes Betragen.

Der Umfang und die Vielseitigkeit seines Talentes zeigte sich dadurch am auffallendsten, daß er fast mit gleichem Geschick und Muthe an der Spitze des Volkssenats stand und wirkte, wie vor der Fronte seiner Krieger.

Moreau.

Schon von Jugend an hatte er eine große Neigung zum Soldatenstande, und trat in seinem 18ten Jahre in denselben. Sein Vater, der dieß für einen Jugendstreich hielt, kaufte ihn los und befahl ihm seine Studien fortzusetzen: es sey nun, daß ihm das Studium der Rechte unangenehm war, oder daß ihn seine große Vorliebe für das Militär anzog; genug, er ließ sich neuerdings einrolliren. Sein Vater wollte ihm nun die Bitterkeiten dieses von ihm selbst gewählten Lebens fühlen lassen; aber nach vier Monathen bathen seine Freunde dringend, ja seinen Sohn nicht länger unter den Soldaten zu lassen, damit er doch die Früchte seiner ersten Erziehung nicht verlöre. Ein Mensch, der nicht vom Adel war, hatte vor der Revoluzion wenig Hoffnung, beym Militär vorzurücken, daher

wurde der junge Moreau wahrscheinlich bewogen zum Studium der Rechte zurück zu kehren, und dem Beyspiele seines Vaters, der ein berühmter Advokat war, zu folgen.

Beym Ausbruche der Revolution zeichnete er sich durch seine Vertheidigung des dritten Standes sogleich vortheilhaft aus, wußte sich aber dabey stäts so zu mäßigen, daß sogar die Andersgesinnten ihm ihre Achtung nicht versagen konnten.

Als nun die Nationalgarden errichtet wurden, ernannte man ihn zum Bataillons-Kommandanten. Hier verlegte er sich mit solchem Eifer auf das Studium der Taktik und der militärischen Details, daß er nach drey Monathen im Stande war, dem ihm anvertrauten Kommando vollkommen vorzustehen. Moreau war so überzeugt von seinen militärischen Fähigkeiten, daß man ihn um diese Zeit öfters sagen hörte: „Ich werde bald General bey der Armee seyn.“

Sein Rückzug, das größte Meisterstück der Kriegskunst, ist bekannt. — Es ist Wahrheit, was der Bericht des Direktoriums bey dieser Gelegenheit sagte: „Dieser merkwürdige Rückzug wird von der Nachwelt in die

Reihe der schönsten Kriegsoperationen gesetzt werden, die je in einem Lande vollbracht wurden. Er bedeckt die Rhein- und Moselarmee und ihren bescheidnen General mit ewigem Ruhme.''

Moreau ist ein eben so guter Mensch als Feldherr, worin er seinem braven Vater gleich kömmt. Dieser wurde gemeiniglich der Vater der Armen genannt, und man hatte so viel Zutrauen in seine Ehrlichkeit, daß beym Ausbruche der Revolution der Adel in seiner Gegend ihm alle Schätze und Sachen von Werth anvertraute. Dieß trug aber, leider! nicht wenig bey, ihn unter der tyrannischen Regierung Robespierres aufs Schaffot zu bringen. Er wurde zu Brest guillotinirt, das Volk, Zeuge seiner Hinrichtung, weinte bittere Thränen um ihn.

Am nämlichen Tage, (31. July 1794) als Moreau eine der kühnsten Unternehmungen, die Eroberung der Insel Kadzand, ausführte, ward sein Vater guillotinirt. Als er den Uebergang auf diese Insel kommandirte und am Ufer seine Befehle gab, sah er ein kleines Schiff, das der Strom mit sich fortriß, und das schon untersank. Ohne sich zu bedenken, stürzt er ins Wasser, schwimmt

nach, reißt noch einen Generalkapitain aus den Fluthen herauf, und bringt ihn glücklich ans Land zurück. Er ist wahrscheinlich unter den neueren französischen Generalen der einzige, der selbst schwimmend eine so schöne That der Bravour und Menschenliebe verrichtete! —

Hoche.

Dieser französische General, dessen Vater ein Stallknecht war, verdankte es der Güte einer seiner Tanten, daß er lesen und schreiben lernte.

In seiner zartesten Jugend übte er sich schon, von allem den Grund anzugeben; er fragte ältere Personen mit Neugierde aus, und achtete auf ihre Antworten mit Begierde; oft setzte er sie durch seine sehr feinen Antworten in Verlegenheit.

So wie er an Alter und Kräften wuchs, wuchsen auch seine Bedürfnisse. Er ward für die gute Tante eine zu schwere Last; seine Delikatesse litt darunter, ehe es die Tante gewahr wurde.

Ich will meinen Unterhalt selbst gewinnen, sagte er zu sich, es kümmert mich wenig, wie das geschieht; in meinen Augen ist

kein Gewerb erniedrigend, das Brot für Arbeit gewährt. Und so ging er dann als überzähliger Reitknecht in den königlichen Stall zu Versailles.

In seinem 16ten Jahr trat er endlich in den Soldatenstand unter die französischen Garden: hier sparte er von seinem Solde und verrichtete in Freystunden allerley Handarbeiten, welche etwas Geld eintrugen, um dafür Bücher lesen zu können. Und in der That, er verdankte den größten Theil seiner Bildung sich selbst.

Ihm war das schöne Glück aufbehalten, in der Vendee, wo das schrecklichste Kriegesfeuer loderte, die gänzliche Ruhe herzustellen.

Seine Haltung war ernst und imposant, sein Gang stolz. Eine Dame vom Hofe, die ihn in Versailles bey der Revüe sah, sagte mit Antheil von ihm: man könnte einen General aus dem jungen Manne machen.

Sein ganzes Ansehen war wirklich, wie das eines Menschen, der andern gebieten sollte. Seine starke Konstitution erlaubte ihm die allerhärtesten Fatiquen, und da er mäßig war, so hätte man glauben müssen, daß seine Laufbahn lang seyn würde.

In den gewöhnlichen Geschäften dachte er lange nach, ehe er einen Entschluß faßte; hatte er ihn aber einmahl gefaßt, so konnte nichts ihn ändern.

In dringenden Geschäften sah er mit durchdringendem Auge sogleich, was zu thun war, und zwischen seinem Entschluß und der Ausübung fand kein Zwischenraum statt.

Er bewies auch, was der Mensch über sich vermöge, wenn er sich selbst studiert, und den thätigen Willen hat auf sich zu wirken. Er hatte in seinem Charakter ein gewisses auffahrendes Wesen, worüber er durch das Studium seiner selbst Herr geworden; aber das Feuer seiner Seele trieb ihn, in allem und überall der Erste zu seyn.

S i e y e s.

Ein merkwürdiger Zug in Sieye's Charakter ist seine Gleichgiltigkeit für Aemter und Würden, welche Aufsehen oder Verantwortlichkeit nach sich ziehen.

Als ihn Dr. F. J. L. Meyer, Domherr in Hamburg, bey seinem Aufenthalte in Paris 1790. besuchte, und sich darüber, daß er ihm noch keinen Besuch gemacht habe, damit entschuldigte: er habe es nicht gewagt, um seine kostbaren Augenblicke zu verschonen, antwortete Sieyes: „Meine Augenblicke sind die eines Müßiggängers.“

Groß und schön ist der Ausruf, den er einst gegen den Konvent machte: Frey wollen sie seyn, und wissen nicht gerecht zu seyn!

Als der eben erwähnte merkwürdige Mann, Domherr Meyer, in einer Sitzung des Nationalinstitutes, bey Camus's Antrag über

die Mittel zur Annäherung der französischen und deutschen Literatur, und bey einem andern Vorschlage zu gegenseitigen Mittheilungen französischer und deutscher Gelehrten und ihrer Schriften, Sieyes'n seine Freude darüber bezeugte, antwortete er: „Auch ich freue mich darüber; und es ist wohl endlich Zeit, daß wir uns mit diesem Gegenstande ernstlich beschäftigen."

Dr. Meyer sagte ihm, daß man sich in Deutschland auch mit dem Persönlichen der Männer beschäftigte, die der Sache der Revolution gedient haben: „Ja," antwortete Sieyes mit bedeutendem Ausdrucke, „es war eine schöne Sache, — aber schlechte Menschen haben sich hineingemischt."

Carnot.

Als einstmahls Robespierre von Erweiterung des Revolutionsgerichtes redete, faßte ihn Carnot scharf ins Auge, und sagte zu ihm: „Geh! du bist nichts, als ein feiger Tyrann."

Er wurde vom Konvente als Kommissär zu den Rheinarmeen, an die Pyrenäen, und in das Norddepartement geschickt. Ueberall diente er dem Staate, ohne die Bürger zu unterdrücken; er ehrte die Vaterlandsliebe, ohne jene zu zernichten, die sich andere Begriffe von Vaterlandsliebe machten; er stritt für die Freyheit, ohne die Waffen der Tyrannen zu Hülfe zu nehmen. Daher fand er fast allzeit, so oft ihm strenge Maßregeln vorgeschrieben wurden, hinlängliche Beweggründe sie zu mildern.

Als geflüchteter Exdirektor sagte er in seiner bekannten Rechtfertigung, gegen die Be=

schuldigung, daß er mit Pichegru in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden wäre: „Nie war ich Pichegrus Freund oder Feind, so wie ichs von keinem Obergeneral der Republik war. Ich habe immer die geschickten Generale geschätzt und aufgesucht; und diejenigen, die nicht glücklich waren, entfernt, ohne sie auf irgend eine Weise zu kränken.“

„Wenn Pichegru nicht schuldig ist, schließt er, so wird man einst auf sein Grabmahl die Inschrift setzen können, welche man auf dem Grabsteine des Scipio in der Gegend von Neapel liest:

Ingrata patria! neque ossa mea habebis.
Undankbares Vaterland! auch meine Gebeine sollst du nicht haben.

Cüstine.

Cüstine wollte einmahl zu Maynz vom linken Rheinufer, zu einer Zeit, wo der Strom sehr unruhig war, auf die Bleyaue fahren. Er trat ans Ufer, und rief: He da! Wer kann gut fahren und schwimmen? In dem Augenblicke umringte ihn eine Menge von Schiffern, welche alle schrien: Ich, Herr General! ich kann schwimmen! Einer war von fern stehen geblieben, und schien mit stillem Bedauern die Zudringlichkeit seiner Kameraden zu bemerken. — Diesen rief Cüstine zu sich und fragte, ob er es nicht auch könne? Fahren kann ich wohl, sagte der Schiffer, aber nicht schwimmen. Gut, versetzte Cüstine, ihr sollt mich überfahren; denn euch kann ich mich sicher anvertrauen, den andern aber nicht.

Cüstine belustigte oft durch eine Verschlagenheit, die ihm nicht selten der Augenblick

eingab. Er kam einmahl in ein Wirthshaus, wo eine Gesellschaft bey einem frohen Schmause saß. Bald darauf erschien der Wirth und erklärte, daß er einen silbernen Löffel vermisse. Alle waren gleich erbötig, ihre Taschen umzuwenden; Cüstine mischte sich aber in den Handel und sagte: Meine Herren! lassen sie das nur gut seyn, der Löffel kann sich wohl wieder finden; seyn Sie aber nur von der Güte, ihre Köpfe unter den Tisch zu stecken. — Als dieses geschehen war, fragte er ganz laut: Nun meine Herren, haben Sie alle ihre Köpfe unterm Tische? Ja, war die allgemeine Antwort. Auch der, fragte Cüstine weiter — der den Löffel genommen hat? — Mechanisch antwortete dieser: Ja! Nun, wenn das ist, sagte Cüstine ganz trocken, so geben Sie ihn nur wieder heraus. Der Dieb warf den Löffel auf den Tisch, hielt die Hand vors Gesicht, und lief zur Thür hinaus. Ein allgemeines Gelächter machte diesem Auftritte ein Ende.

Cüstine schnupfte sehr stark Taback. — In dem Treffen bey Speyer stieß Houchard, welcher unter dem dicksten Kugelregen, wie ein Wetterstrahl herumflog und unter der Kavallerie, wie ein Orkan tobte, mit aufgehobenem

benem Schwert auf Cüstine. Dieser rief ihm etwas zu, worunter das Wort Prisonnier war. Houchard, welcher sich oft mit Cüstine teutsch unterhielt, verstand im Getümmel, der General fordere eine Prise Tabak. Er reichte ihm also schleunig die Dose, und jagte wieder davon. Cüstine, der im Augenblicke sich dieß nicht erklären konnte, machte nun wirklich die Dose auf, und eben da er eine Prise nehmen wollte, stürzte ein Mainzischer Husar auf ihn los, dessen Säbel schon nach seinem Kopfe ausgeholt war. Cüstine, der Gefahr auf Verzug glaubte, warf sogleich mit den Worten: „Kann man denn nicht einmahl in Ruhe eine Prise Tabak nehmen? dem Husaren die Dose ins Gesicht. Dieser ließ den Säbel fallen, rieb sich die Augen und wurde gefangen.

Cüstine lachte äußerst selten, und dieß auch in seinen frühern Jahren schon; ward er aber durch eine starke Veranlassung zum Lachen hingerissen, so wurde es gewöhnlich so heftig, daß man Ursache bekam, für seine Gesundheit üble Folgen davon zu befürchten.

Er lebte einige Jahre mit seiner Frau in der Ehe, und es gab keine Kinder. Er ließ einen Arzt rufen. Sehen Sie hier, mein Herr

Doktor, meine Frau ist gesund und stark, und es kommen doch keine Kinder. Der Arzt, der ein geschickter und auch ein vernünftiger Mann, aber, wie hier der Fall, bey neuen Bekanntschaften so verlegen war, daß er oft ganz den Kopf verlor, und den größten Unsinn vorbrachte, kehrte sich, nachdem er verschiedene allgemeine Bemerkungen gemacht hatte, unmittelbar zur Madame Cüstine mit den Worten: „Haben etwa die sel. Frau Mutter auch keine Kinder gehabt?“ — Cüstine brach hierüber in ein solches Gelächter aus, daß er sich drey Tage lang nicht zur Mäßigung bringen konnte, so daß er die fürchterlichsten Kopfschmerzen darüber bekam, über die er, als sie vorüber waren, die Bemerkung machte: „Nun hab' ich doch in der That mich krank gelacht.“

Cüstine hegte eine entschiedene Vorliebe für die teutsche Literatur. Er las nicht nur die besten Schriftsteller dieser Sprache, sondern schrieb und sprach auch für einen Franzosen das Teutsche verhältnißmäßig gut.

Als er seinen Sohn der Ecole militaire zu Colmar übergab, bat er den braven Pfeffel ganz besonders, den Jüngling mit der Eigenheit der teutschen Sprache bekannt zu machen, — damit er einst — dieß sind seine Worte —

nicht nöthig habe, aus seichten Uebersetzungen den Geist und die Kraft eines Volkes kennen zu lernen, welches jetzt schon den Franzosen an die Seite gesetzt zu werden verdiene, und bald sie auch in den schönen Wissenschaften übertreffen werde, so wie es schon längst in reeller Gelehrsamkeit die Franzosen überflügelt habe.

Ich füge hinzu, daß dieses auch in den schönen Wissenschaften längst geschehen sey. Oder haben die Franzosen einen Klopstock, einen Herder, Geßner, Göthe, Voß? Nur in Ansehung der dramatischen Dichtungsart möchte ich Cüstines Meynung gelten lassen.

La Fayette.

Man weiß, mit welcher Wärme und Aufopferung La Fayette an der amerikanischen Revolution Theil genommen habe. — Im Frühling des Jahres 1778 sollten die Truppen des Kongresses unter der Anführung des La Fayette Kanada einnehmen. Er entwarf selbst den Plan dazu, und erhielt vom Kongresse die beste Unterstützung: allein man hielt ihm das Versprechen nicht, und er mußte seinen so gut durchgedachten Plan aufgeben. Da er im Anfange dieses Feldzuges nach Albanie, von wo aus die Unternehmung auf Kanada ausgehen sollte, kam, fand er den General Arnold, der nachher von den Amerikanern zu den Engländern übergegangen war, im Begriffe den englischen Kapitain Butler hinrichten zu lassen. La Fayette zeigte Arnolden das Unschickliche dieser Handlung, und rette-

te dadurch Butlers Leben. So verband La Fayette Menschlichkeit und zartes Gefühl mit dem Soldatenmuthe, was nicht bey vielen Helden gefunden wird.

Auch beym Ausbruche der Revolution seines Vaterlandes rettete er mehreren, über die der Mordstahl schon gezückt war, das Leben. —

Den 6ten August (1789) Abends gegen 6 Uhr waren in Paris über 80000 Menschen auf dem Greveplatz versammelt, die mit wildem Mordgeschrey den Tod des Marquis de la Salle, des Unterkommandanten der Pariser Bürgermiliz, gegen den man bösen Verdacht geschöpft hatte, verlangten. Lärmend stürmten sie in den Saal, indem der Bürgerrath versammelt war, nachdem sie vorher die vor demselben stehende Wache zerstreuet hatten. La Fayette hörte von dem Vorfalle, und traf Anstalten, die Ruhe wieder herzustellen. Hierauf begab er sich in den Saal, setzte sich ganz kaltblütig unter die Rathsherren, vernahm die Beschwerden des Volkes, wider den Unterkommandanten, scherzte mit den Umstehenden, und bewog selbst die Wüthendsten zum Lachen. Dann schickte er ein Detaschement ab, um den Angeklagten aufzusuchen. Das

Toben des Volkes nahm zu. La Fayette aber sagte: „Wir wollen ruhig nach Hause gehen, und uns niederlegen, meine Freunde! Sie sind müde, und auch ich kann mich des Schlafes nicht länger mehr erwehren. Ich versichere Sie, auf dem Greveplatz ist alles ruhig, Paris war nie ruhiger als eben jetzt.“ Man hielt La Fayettens Rede für Scherz; allein, wie erstaunten sie, da sie auf dem Greveplatz Niemanden als Soldaten fanden. Da sie sich nun gleichsam gefangen sahen, klatschten sie dem La Fayette, der sie noch einmahl freundschaftlich anredete, Beyfall zu, und begaben sich ruhig nach Hause. Die Soldaten hatten nemlich Befehl mit 4 Kanonen auf den Platz zu rücken, das Volk zu verdrängen, und wurden durch die von allen Seiten zusammenrückenden Detaschements verstärket.

Im Jahre 1790 trugen ihm die Repräsentanten der Gemeinde von Paris eine Entschädigung für den durch die Revolution erlittenen Verlust an, und er war großmüthig genug, sie nicht anzunehmen. So wenig trachtete er nach Reichthümern; aber eben so wenig strebte er auch nach eitler Ehre.

Abbe Fauchet schlug vor, ihn zum Kommandanten der gesammten Bürgermiliz in Frank-

reich zu ernennen; er aber zeigte in einer schön verfaßten Rede, daß er auf eine solche Art ein allgemeiner Diktator wäre, und machte dagegen den Vorschlag, daß Niemand in mehr als einer Abtheilung Kommandant über die Nationalgarden seyn sollte.

La Fayette kannte keinen Neid, keinen Haß, keine Rachsucht. — Er wußte Persönlichkeiten zu verzeihen: wenn aber die den Gesetzen schuldige Ehrfurcht verletzt wurde, ahndete er es mit größter Strenge. Hiervon gab er am 25ten May ein schönes Beyspiel: Ein Mann hatte einen Sack Waizen gestohlen, das Volk hing ihn auf; La Fayette kam dazu, und befahl seinen Adjutanten, den Strick abzuschneiden; das Volk wollte den Dieb noch einmahl hängen; La Fayette setzte sich dawider mit einer männlichen Rede, die das Volk aufmerksam anhörte. Ein Mann aber schrie laut auf: Verstopfet eure Ohren vor dem Geschwätze und hänget den Dieb auf. La Fayette ritt auf ihn zu, faßte ihn beym Halse und führte ihn in das Gefängniß. Er kam zurück, hielt eine neue Rede an das Volk, und es war ruhiger; Tausende riefen aus: Glücklich lebe La Fayette!

Am 13ten Julius, am Tage vor dem großen, ewig unvergeßlichen Bundesfeste, hielt der König Revüe über die Abgesandten der französischen Regimenter, und jene Nationalgarden, die aus allen Abtheilungen Frankreichs gekommen waren. Hier hielt La Fayette eine schöne Rede an den König, die sich mit Worten schließt, welche seine ganze Gesinnung ausdrückten. Er sagte: „Die bewaffneten Bürger Frankreichs schwören Eurer Majestät Gehorsam, welcher keine andere Grenze haben wird, als das Gesetz, und Liebe, welche kein anderes Ziel haben wird, als das Ziel unseres Lebens." Der König beantwortete diese Rede mit einer andern, die sehr kurz, aber sehr vortrefflich war. Am Feste selbst, am 14ten, wo die vollkommenste Ruhe nicht ohne sein Zuthun herrschte, bestieg er den Bundesaltar, und sprach: „Ich schwöre der Nation, dem Gesetze und dem König auf immer getreu zu bleiben; aus allen meinen Kräften die von der Nationalversammlung beschlossene und von dem König angenommene Konstitution zu erhalten; die Sicherheit der Personen und des Eigenthums, so wie auch die freye Circulation des Getreides im Innern des Königreiches, und die Einnahme der öf-

fentlichen Steuern, von welcher Art dieselben auch seyn mögen, gesetzmäßig zu beschützen, und durch die unzertrennlichen Bande der Bruderliebe mit allen Franzosen vereinigt zu bleiben."

Dann schwang er die Fahne, streckte den Arm empor, und rief: „Ich schwöre es." Diese letzten Worte wiederhohlten alle bewaffneten Bürger. Einige Tage darnach gaben ihm diese mit deutlichen Worten ihre Ergebenheit gegen ihn, und ihre Anhänglichkeit an die Gesetze zu erkennen.

Ludwig XVI.

Schon früh bemerkte man bey dem jungen Herzoge von Berry (diesen Nahmen erhielt Ludwig XVI. bey seiner Geburt) Spuren eines richtigen Verstandes und eines wohlwollenden Herzens.

Eines Tages fragte ihn sein Vater, wie ihm seine Zeit vergehe? Keine Zeit, versetzte er, verstreicht mir schneller, als die, welche ich auf das Studieren verwende.

Er schien die Tugenden seines so allgemein geliebten Vaters geerbt zu haben. — Als Dauphin befand er sich einmahl nebst seinen Brüdern auf der Parforcejagd. Die drey Prinzen, die in einem Wagen fuhren, hörten in der Ferne die Waldhörner, den Fang des Hirschen, blasen. Sie trieben daher den Kutscher an, so schnell, als möglich fortzueilen. Der Kutscher fuhr, um den Weg abzukürzen,

in ein Kornfeld hinein. Kaum bemerkte dieß der Dauphin, so ließ er den Kutscher anhalten, und befahl ihm einen andern Weg zu nehmen: denn, sprach er, dieses Korn gehört nicht uns, und darum dürfen wir auch keinen Schaden daran thun.

Das erste, was Ludwig XVI. gleich nach seiner Thronbesteigung that, war, daß er die, bey einer jeden Regierungsveränderung von dem Volke zu erhebende Abgabe, joyeux avénement genannt, seinen Unterthanen erließ. Und das erste, was er, in einem gleich nach dem Tode Ludwigs XV. versammelten Staatsrathe, sprach, waren die merkwürdigen Worte: Es ist mein einziger Wunsch, mein Volk glücklich zu machen! —

Der erste Schritt des jungen Thronbesteigenden Fürsten, sagte Voltaire, war ein Schritt zur Weisheit. Er rief den alten Maurepas, der als Minister lange Zeit in Gnade und seit zwanzig Jahren in Vergessenheit war, zu sich, ihn zu seinem Leiter und Rathgeber zu machen.

Das unter der Last der Auflagen seufzende Frankreich, fährt Voltaire fort, überließ sich einen Augenblick der Hoffnung einer glücklichen Zukunft. Die Morgenröthe dieser

Regierung war wirklich glänzend, aber dicke Wolken verdunkelten sie bald.

Türgot zerstörte den Kornwucher, den Ludwig XV. getrieben hatte, und Ludwig XVI. von ganzer Seele verabscheute, wodurch er sich dem König so sehr empfahl, daß dieser, als man ihn gegen Türgot einzunehmen suchte, in Gegenwart des versammelten Hofes die Antwort gab: „Niemand liebt das Volk, als Türgot und ich." Ein schöner Beweis, wie sehr Ludwig bemüht war, sein Volk glücklich zu machen. Doch dieser ist nicht der einzige.

Bey dem Tode Ludwigs XV. war der Herzog von Vrilliere Minister der innern Angelegenheiten. Dieser allgemein verhaßte Höfling war ein Liebling des verstorbenen Königs gewesen, und hatte die Ministerstelle 54 Jahre lang bekleidet. Unglaublich groß ist die Anzahl der Verhaftbriefe, die er unterschrieben hat.

Der junge König wollte diesen alten Mann nicht gerne seiner Stelle berauben, ungeachtet er ihn verachtete. Er ließ ihm daher den Ministertitel, nahm ihm aber die Besorgung der Geschäfte ab, ausgenommen die Ausstellung der Verhaftbriefe, das verhaßteste aller Geschäfte. Lassen wir ihn, sagte Ludwig XVI,

— lassen wir ihn ferner die Verhaftbriefe unterzeichnen; wir können es um so viel eher thun, da ich nicht gesonnen bin, viele solche Briefe, und ohne Untersuchung zu bewilligen.

Herr von Malesherbes war der vertraute Freund des eben so braven Ministers Türgot. Beyde arbeiteten gemeinschaftlich zum Wohl des Staates. — Türgot hob, im Nahmen des Königs, die Frohndienste sowohl, als die persönliche Dienstbarkeit auf, auch schaffte er die Innungen und Zünfte ab. Durch so vortreffliche Anstalten und Verbesserungen vermehrte er die Anzahl seiner Feinde und Gegner. Nach vieler Mühe gelang es diesen endlich, den König gegen ihn einzunehmen. Er erhielt seinen Abschied, und an demselben Tage forderte Malesherbes seine Entlassung. Der König war traurig über den Verlust zweyer so vortrefflicher Männer, uud sagte zu Malesherbes, als dieser seinen Abschied verlangte: Ach! wie glücklich sind sie! ich wollte, ich könne a u ch meinen Abschied nehmen!

Herr Taboureau war allgemein beliebt, und als ein rechtschaffner Mann geschätzt; aber er weigerte sich, die ihm angebothene Stelle anzunehmen. Der König, der täglich so viel von seinen Kenntnissen und Tugenden

hörte, ließ ihn endlich rufen und nöthigte ihn zur Annahme der Finanzstelle durch folgende Worte: Herr Taboureau! Sie müssen die Stelle annehmen. Ich befehle es; mein Volk wünscht es; und Sie können sich nicht dem Wohl Frankreichs entziehen!

Als Necker, den der König zum Direktor der Finanzen gemacht, die Stelle eines Staatsministers begehrte, und dem König geradezu erklärte, daß er seinen Abschied verlangen würde, wenn man ihm nicht den Zutritt in den Staatsrath gestattete, antwortete ihm der König mit aller Huld: „Lieber Necker! Sie haben den Vorzug, mit mir arbeiten zu dürfen; es ist Ihnen erlaubt, mit mir alles zu sprechen, was zur Wohlfahrt meines Reiches beytragen kann; Sie wissen auch, daß ich Sie bisher gegen alle Intriguen in Schutz nahm, und daß ich Ihnen sehr oft von denselben Nachricht gab. Es macht mir Vergnügen, zuweilen mein Herz gegen Sie ausgiessen zu können. Dieß dürfte nicht mehr geschehen, wenn Sie Minister wären. Thun Sie mir also den Gefallen, und machen Sie keine weitern Ansprüche auf diesen Titel, der die Achtung, die ich gegen Sie hege, nicht vermehren könnte.“

Den 11ten Dezember 1792 ward Ludwig in den Nationalconvent gerufen, um auf die ihm vorzulegenden Fragen zu antworten. Seiner Unschuld bewußt, erschien der gute König vor den Schranken und beantwortete die ihm vorgelegten Fragen mit einer Würde und Standhaftigkeit, die seine Feinde beschämte.

Er verlangte Sachwalter. Die Herren Malesherbes, Tronchet und Deseze wurden ihm als solche gegeben. Sie bewiesen am 26ten Dezember, an welchem Tage Ludwig zum zweyten Mahle verhört wurde, die Unschuld des Königs, und die Unverletzbarkeit seiner Person aus der Konstitution selbst. „Ihr Bürger," sagte der König — man hat euch nun meine Vertheidigung vorgelegt; ich werde nicht wiederhohlen, was man schon gesagt hat. Indem ich vielleicht zum letzten Mahle vor euch spreche, erkläre ich nur, daß ich mir nichts vorwerfen kann, und meine Sachwalter die Wahrheit ausgesagt haben. Niemahls scheute ich mich, mein Betragen öffentlich untersuchen zu lassen. Aber mein Herz ist schmerzlich verwundet, in der Anklage den Vorwurf zu finden, daß ich das Blut des Volkes hätte vergießen wollen. Ich gestehe, daß die vielfältigen Beweise von der Liebe zu

meinem Volke, denjenigen, der sich selbst ausgesetzt hatte, um dessen Blut zu schonen, gegen einen solchen Vorwurf auf immer verwahren zu müssen schienen.

Den 20ten Jäner wurde ihm das Todesurtheil angekündigt; allein er hörte es mit Ruhe, und betrug sich standhaft. Gegen Abend verlangte er seine Familie zu sprechen. Das war eine Scene! — Wer beschreibt sie? — Die Nacht brachte er mit Gebeth und Betrachtungen hin.

„Sagen Sie doch allen Menschen," trug er des Morgens seinem Beichtvater Edgeworth auf, „daß die Religion der einzige Trost der Unglücklichen ist. Ja, wenn einen alles verläßt, so bleibt sie mit uns, und dieß ist ihr größter Triumph!" —

Als er das Schaffot bestiegen hatte, waren seine letzten Worte diese: „Franzosen! ich sterbe unschuldig; in dem Augenblicke, da ich bereit bin, vor Gott zu erscheinen, sag ich euch diese Wahrheit! Doch, ich verzeihe meinen Feinden, und wünsche, daß Frankreich" — — Hier unterbrach ihn ein Trommelgewirbel, und sein Haupt fiel vom Rumpfe.

Marie

Marie Antonie.

Ich kann nicht umhin auch aus dem Leben der Königinn einige Charakterzüge und Handlungen auszuheben, welche deutlich beweisen, daß sie gewohnt war groß und edel zu handeln, und ein wahres Vergnügen empfand, Menschen glücklich zu machen.

Es verräth gewiß eine Geistesgröße, sich an seinen Beleidigern nicht zu rächen, wenn uns die Gelegenheit so nahe liegt. Marie Antonie bewies sie bey folgendem Vorfalle.

Ein gewisser Marquis von Pontecoulant, der unter Ludwig XV. Oberster der Gardes du Corps war, hatte das Unglück gehabt, die Dauphine so sehr zu beleidigen, daß sie ihm diese Kränkung nie vergeben zu wollen schien. Als ihr Gemahl durch den Tod seines Großvaters zum Besitze des Thrones gelangte, fürchtete der Marquis die Ahndung seines Verse-

hens und glaubte, durch Niederlegung seiner Stelle dem drohenden Schicksale ausweichen zu müssen; entdeckte aber vorher seinen Entschluß den Prinzen von Beauvau, äußerte diesem seine Furcht vor der Rache der Königinn, und sagte: es thue ihm wehe, den königlichen Dienst verlassen zn müssen u. s. w. Der Prinz rieth ihm, noch zu warten, ging zur Königinn, entdeckte ihr den Vorsatz des Obersten und die Beweggründe, welche denselben bestimmten.

Kaum hatte er ausgeredet, als die Königinn folgende, ihrem Herzen zur Ehre gereichende Aeusserung that: „Die Königinn weiß nichts mehr von den Beleidigungen, die der Dauphine sind zugefügt worden.“ Ersuchen Sie den Marquis, sie gleichfalls zu vergessen. Bald nachher traf sie mit dem Obersten selbst zusammen; hier sagte sie ihm eben das. Ein Betragen, welches den Marquis so sehr rührte, daß er diesen Vorfall allenthalben bekannt machte.

Zu den edelsten Charakterzügen der Königinn gehören aber ganz besonders Wohlthätigkeit gegen Nothleidende, und ein unbegrenztes Mitleiden mit jedem Unglücklichen.

Ludwig der Fünfzehnte jagte einst in der Gegend von Fontainebleau. Ein von mehrern Schüssen verwundetes wildes Schwein stürzte in dem Dorfe Archene wüthend in einen Garten, in welchem gerade ein Gärtner arbeitete. Es richtete diesen Mann so erbärmlich zu, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Die Nachbarn, welche diesem schrecklichen Schauspiele zusahen, ohne dem Unglücklichen helfen zu können, gaben der Frau des Gärtners, die eine Viertelmeile von dem Dorfe auf dem Felde arbeitete, Nachricht.

Diese, die ihren Mann schon todt glaubte, erhob das kläglichste Geschrey und war voll Verzweiflung. In diesem Augenblicke kam die Dauphine, welche in der Nähe gewesen war, zu Fuß herbeygeeilt, erkundigte sich nach der Ursache ihrer Klagen, und da sie nun den Grund erfuhr, so suchte sie die Arme erst zu trösten, indem sie sowohl ihr als ihrer ganzen Familie Hülfe und Unterstützung versprach. Noch nicht genug, ihr Mitleiden bewog sie, gleich ihren Wagen kommen, die Frau, nebst ihren beyden Kindern hineinsteigen, und sie begleitet von einem Bedienten, nach ihrem Dorfe fahren zu lassen, nachdem sie der Gärtnerfrau alles Geld, das sie bey

sich führte, gegeben hatte. Sie selbst ging zu Fuße nach dem Rendezvous der Jagd zurück, und konnte die Zeit nicht erwarten, da ihr ihr Bedienter von dem Befinden des Gärtners Nachricht brachte. Als sie seine traurige Lage erfuhr, war sie beynahe nicht zu beruhigen. Sie weinte und sagte: O! wie unglücklich würde ich seyn, wenn der arme Mann sterben sollte: um meinetwillen war die Jagd angestellt, ich würde also Schuld an seinem Tode seyn! Wie werde ich die Wittwe, wie die unglückliche Familie trösten! Zwar werde ich das Schreckliche ihres Schicksals erleichtern können, indem ich sie unterstütze, und ihrem Elende entreisse: aber dieß ist nur ein geringer Ersatz. Ich kann doch der Wittwe nicht ihren Mann, den Kindern nicht ihren Vater wieder geben. — Glücklicher Weise kam der Gärtner mit dem Leben davon, und segnete noch lange mit seiner Familie die Milde seiner erhabnen Wohlthäterinn! Dieses Beyspiel von Menschenliebe und gefühlvollem Herzen wurde allgemein bewundert.

Einst ließ sich die Dauphine von ihrem Oberhofmeister ein Verzeichniß von ihren bestimmten und unbestimmten Einkünften, und eine Liste von den ärmsten Personen, die in

ihren Diensten waren, vorlegen. Hierauf machte sie aus freyem Antriebe einen Ueberschlag, und da ihr gefühlvolles Herz ihr sagte, daß es ihre Einkünfte wohl erlaubten, dem Elende manches Bedürftigen abzuhelfen, so gab sie mehreren Personen ihres Hofstaates eine sehr beträchtliche Gehaltsvermehrung, und setzte überdieß noch andern Nothleidenden, die nicht zu ihrem Hofe gehörten, Jahrgelder aus.

Als sie einst mit ihrem Gemahle in der Gegend des Gartens von Versailles spazieren ging, erblickte sie ein kleines Mädchen mit einer Schüssel in der Hand. Was hast du da, mein Kind? — fragte die Prinzessinn. Es ist Suppe für meinen Vater und meine Mutter, welche hier auf dem Felde arbeiten. — Woraus ist die Suppe gekocht? — Aus Wasser und Wurzeln. Hast du kein Fleisch dazu? — O! Madame, wie sind froh, wenn wir nur Brod satt haben. — Wie schmeckt denn aber eine solche Suppe? Sehr gut, Madame; denn wir arbeiten uns immer recht hungrig, und das ist eben so gut, als wenn wir Fleisch dazu hätten. — Ließest du mich wohl kosten? — O recht gern; sie wird doch nicht viel davon essen; denn die vornehmen

Leute sind bessere Suppen gewohnt. — Die Prinzessinn kostete die Suppe, das Mädchen sah sie dabey an und sagte: Ach, was sie für einen sauern Mund macht! Hab ichs ihr nicht gesagt, daß sie ihr nicht schmecken würde? — Gerührt von der Dürftigkeit dieser armen Leute, und erfreut über die Unbefangenheit und Naivität des jungen Mädchens, das in der Dame nicht die künftige Königinn ahndete, gab sie derselben sechs Louisdor, mit den Worten: Hier hast du einige Groschen, nimm und bringe sie deinen Eltern, damit sie sich künftig bessere Suppen kochen können. Das Mädchen nahm das Geld und eilte davon.

Lieber Freund! sagte hierauf die Dauphine zu ihrem Gemahle, ich dächte, wir folgten dem Mädchen, um zu hören, was die Eltern sagen werden. Ludwig, der kein süßeres Vergnügen kannte, als Menschen glücklich zu machen, willigte gern in diesen Wunsch und so begleiteten sie in einiger Entfernung das Mädchen, welches voll Freude auf ihre Eltern zueilte, die sich eben den Schweiß von der Stirne trockneten, und sich nach ihrem Mittagsbrote umsahen. Wie groß war die Verwunderung dieser Leute, als sie die Geschichte ihres kleinen Mädchens hörten, und

ihr Erstaunen, als sie die Goldstücke sahen. Rührend war ihre Unterhaltung über Gott und Vorsehung, die so oft unerwartete Hülfe schicke.

Ludwig hörte mit seiner Gemahlinn unbemerkt alles an; letztere gestand, daß sie sich lange nicht so glücklich gefühlt habe, und daß sie vorzüglich deßwegen ihren erhabenen Stand schätze, weil sie so mehr als sonst, andere erfreuen und ihnen wohlthun könne.

Im August 1776, bald nachher, da sie Königinn geworden, ging sie zu Fuße durch das Dorf St. Michel, nahe bey Versailles, und ward eine sehr bejahrte, kraftlose, alte Frau gewahr, welche fünf Kinder bey sich hatte, von denen das jüngste zwey bis drey Jahre alt seyn mochte. Diese Gruppe rührte die weiche Seele der Königinn, sie stand still, betrachtete aufmerksam und nachdenkend die Alte mit ihren Kindern, und endlich ging sie auf sie zu, erkundigte sich mit Sanftmuth und Milde: ob die Kinder ihr angehörten? Sie erfuhr von der Alten, daß sie die Großmutter dieser fünf Unmündigen sey, welche weder Vater noch Mutter hätten, und für deren Unterhalt sie ganz allein, ihres Alters und ihrer Schwäche ungeachtet, sorgen müß-

te. Dieses machte ihr ganzes Gefühl rege; sie vertheilte alles Geld, das sie bey sich hatte, und versprach Mutterstelle bey ihnen zu vertreten. Das jüngste Kind nahm sie sogleich mit sich, ließ es erziehen, erlaubte demselben oft zu ihr zu kommen, und hatte viel Vergnügen an seiner Munterkeit und seinen un- unschuldigen Spielen.

Als die Königinn den 19ten Dezember 1778 mit einer Prinzessinn niedergekommen war, glaubte sie ihre dankbaren Gesinnungen gegen den Himmel wegen ihrer glücklichen Niederkunft nicht besser an den Tag legen zu können, als wenn sie recht viele Menschen an einem einzigen Tage glücklich machte.

Sie beschloß daher fünfzig der ärmsten und tugendhaftesten Mädchen, die aus allen Kirchsprengeln von Paris ausgesucht wurden, zu verheirathen, und einer jeden derselben 500 Livres Mitgabe, 200 Livres zur Einkleidung ihres Mannes, und 12 Livres zur Mahlzeit zu geben. Die 500 Livres mußten für die Männer verwendet werden, um sie, wenn sie ein Handwerk gelernt hätten, zu Meistern zu machen, und ihnen die nöthigen Handwerksgeräthe anzuschaffen.

Unter mehreren Wohlthaten, deren Ausübung ihr, wie sie öfters gestand, mehr Wonne gewährte, als alle andern durch ihre Niederkunft veranlaßten Freudenbezeigungen, veranstaltete sie auch noch, daß an eben diesem Tage zwey Greise in Gegenwart der fünfzig Neuvermählten, die fünfzigjährige Jubelfeyer ihres Ehestandes festlich begehen mußten, um dadurch jenen jungen Eheleuten Beyspiele von glücklichen und dauerhaften Ehen zu zeigen. Die Greise zogen im Cirkel von ihren Verwandten, Kindern, Enkeln und Urenkeln, in einer feyerlichen Prozession durch die Hauptstrassen der Stadt, und zuletzt versammelten sie sich mit jenen fünfzig jungen Ehepaaren in einem grossen Saale, wo sie gemeinschaftlich von ihrer Wohlthäterinn gespeiset wurden. Wie konnte es anders seyn, als daß jeder, der diesem Schauspiele beywohnte, und für edle Handlungen nicht ganz gefühllos war, von der Herzensgüte der Königinn, aus welcher sie ihren Ursprung nahmen, gerührt wurde, und für ihre Wohlfahrt die besten Wünsche gegen Himmel schickte.

Die Art, auf welche sie sich mit der Bildung und Erziehung ihrer Prinzessinn beschäftigte, ist eine wahre Erbauung für Mütter.

Als die junge Prinzessin über 5 Jahr alt war, mußte sie alle Morgen um 10 Uhr in ihr Zimmer kommen, und hier bis Mittag unter den Augen ihrer Mutter von dem Lehrer Unterricht empfangen. Die Königinn beobachtete dabey Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit und zeigte sich nicht selten sogar sehr ernst und strenge. Sie ließ der Prinzessinn durchaus nichts hingehen, und sah ihr selbst bey Kleinigkeiten nie durch die Finger. Folgendes kann davon ein Beyspiel geben. Die Prinzessin hatte einst nicht Lust, ihre Lektion zu nehmen; sie gab deßwegen vor, daß sie Kopfweh habe. Die königliche Mutter merkte aber, daß es bloß Laune sey, und befahl, daß man sie zu Bette bringen und ihr kein Mittagsmahl geben sollte. Der Appetit fand sich ein, und die Prinzessin forderte zu essen. Man stellte ihr aber vor, daß ihre Mutter befohlen habe, ihr nichts zu geben, um ihre Kopfschmerzen nicht schlimmer zu machen. Der Hunger ward größer, und die Prinzessinn sah sich genöthiget, ihren Fehler zu gestehen. Man sagte es der Mutter: allein diese erlaubte ihr erst alsdann zu essen zu geben, wenn sie ihre Lektion würde genommen haben. Diese pädagogische Strenge beweiset, daß die Köni-

ginn eine nicht gemeine Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder verwendete, und daß sie von der großen Nothwendigkeit überzeugt war, Kinder frühzeitig an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen, und früh ihrem Eigensinn entgegen zu arbeiten.

Einem armen, vom Minister verstoßenen Offizier, der, um eine alte Mutter zu erhalten, in Verkleidung die gemeinsten Arbeiten für Lohn verrichtete, verschaffte sie, sobald sie von ihm hörte, eine einträgliche Stelle bey einem andern Regimente und übersandte ihm eine neue Uniform. In der einen Rocktasche befand sich ein Beutel von 100 Louisd'or, in der andern sein Patent, in der Westentasche war eine goldne Tabakdose und in der Hosentasche eine goldne Uhr. Sie ließ ihm dabey sagen, daß er diese Belohnung der kindlichen Liebe von ihrer Hand annehmen möchte.

Sie hörte einst die unglückliche Geschichte einiger Seeleute erzählen, die mit ihrem mastlosen Schiffe an die afrikanische Küste getrieben, und daselbst von den Schwarzen zu Gefangenen gemacht wurden. Sie saß gerade in dem großen Zirkel der vornehmsten Damen und Herren ihres Hofes, am Spieltische. Lebhaft sprang sie auf und sagte: „Wir

müssen die bedauernswürdigen Menschen aufsuchen und loskaufen lassen! Wer folgt mir? Sie strich den Louisd'orshaufen ihres Spielgeldes ein, und warf die Börse auf eine Schüssel. In einem Augenblicke wurde diese von den Geldbörsen aller Anwesenden bedeckt. Wir haben etwas gethan, sagte Antonie; allein das Unternehmen ist kostbar. Ich werde Subskribenten sammeln, um es vollends auszuführen. Sie unterzeichnete sich mit ihrem Gemahl zuerst, und wer hätte nicht unterzeichnet?

Bey Rochelle warf ein fürchterlicher Sturm ein mit neun Menschen besetztes Fahrzeug an die Klippen des felsigen Ufers. Vergebens erfüllte das Angstgeschrey der Elenden die Luft, vergebens tönte es stärker, wie das Wogengeräusch und das Pfeifen des Sturms. Die erschrocknen Bewohner des Meerstrandes sehen mit jammernden Blicken die neun Hülflosen auf einer hervorragenden Klippe, von Todesangst angeklammert; aber sie fühlen sich hülflos, ihre Rettung ist unmöglich; denn das tobende Meer schleudert jedes Boot, welches ausgesetzt wird, an den Felsen oder an den Abgrund. Plötzlich reißt sich ein fünfzigjähriger Lootse aus dem Kreise seiner Mitbrüder,

windet ein Thau um seinen Leib, wirft sich ins Meer und schwimmt zu der Felsenspitze. Er ergreift einen Unglücklichen, schlägt den Strick um seinen Körper, und bindet ihn auf seinem Rücken fest. So schwimmt er mit dem Geretteten ans Gestade, übergibt ihn da der Pflege seiner Brüder, und wirft sich wieder in die Wellen, um die Mitgefährten seines Unglücks zu retten. Er bringt alle glücklich ans Land, erntet den Freudendank seiner Mitbrüder und sprachlose Bewunderung derer ein, die er der Welt wieder schenkte. Eine so große Handlung konnte nicht unbekannt und sollte nicht ohne öffentliche Belohnung bleiben. Sie wurde von dem Gouverneur der Provinz an den Hof berichtet. Der Minister erzählte sie der Königin. Welch ein Mann! rief Antonie aus, wir können, um ihn zu belohnen, ihn nur von unserer Bewunderung überzeugen.

Der edle Seemann wurde zum Hofe Ludwigs berufen, empfing den öffentlichen Dank seines Königs und seiner Königinn, in Gegenwart aller Großen des Reichs. Königlich beschenkt und von der huldreichen Begegnung der Monarchin durchdrungen, kehrte er zu der ihm entgegen jubelnden Menge seiner Mitbrüder zurück.

Gegen ihren Gemahl beobachtete Marie Antonie stets eine ungetheilte Aufmerksamkeit. Als er sich die Pocken einimpfen ließ, so wartete sie seiner mit der größten Sorgfalt, und der König, für ihre Gesundheit besorgt, bat sie, ihre Ruhe und Bequemlichkeit nicht seinetwegen aufzuopfern. Auf vieles Bitten ging sie endlich aus dem Zimmer. Am Abend ließ sich eine Nonne bey dem Monarchen melden, welche aus dem Kloster der grauen Schwestern, die bekanntlich die Verpflichtung der Krankenpflege bey ihrem Gelübde übernommen haben, zu seyn vorgab, und dem hohen Kranken ihre Hülfe anbot. Der König ließ das gute Mädchen näher kommen; sie stammelte furchtsam unter dem niedergeschlagenen Schleyer die Worte her: daß die hochwürdige Mutter, ihre Frau Priorinn sie abgeschickt habe, um den König in seiner Krankheit zu warten. Dem König gefiel die Naivität des muntern Mädchens ganz ungemein; wie sehr ward er aber überrascht, als er in der sorgsamen Nonne seine Gemahlinn erkannte! Durch kleine Züge dieser Art bewies Antonie ihrem Gemahl, wie sie ihn schätzte, und dadurch fesselte sie unzertrennlich sein Herz.

Der Dauphin, Ludwigs XVI. Sohn.

Ludwig XVI. leitete selbst, wie man weiß, die Erziehung seiner Kinder, worin er seinem Vater nachahmte. Er lehrte sie, die Sprachen, die Geschichte, und besonders die Erdkunde, welche sein Vergnügen war. Der kleinste Flecken seines Königreichs war ihm nicht unbekannt. Ein Eigenthümer, sagte er zu seinen Sohne, würde sich schämen müssen, wenn er sich mitten unter seinen Domänen verirrte. Der König wollte versuchen, was für Fortschritte der Dauphin, sein Zögling gemacht habe; er ließ ihn eines Tages allein, mit einem Compaß in einer sehr weiten Entfernung von dem Schloße von Rambouillet und bestimmte Vieux-Chateau, dessen Lage er kannte, zum Orte der Zusammenkunft.

Das Kind befand sich nun das erste Mahl allein, wenigstens glaubte es allein zu seyn;

allein aus Furcht, es dürfte ihm etwas zustoßen, gab man Bedienten den Befehl, ihm zu folgen und ihn zu beobachten. Die erste Rolle des kleinen Geographen war nicht leicht; denn die Sonne war hinter dicken Wolken versteckt. Zwanzig Mahle kam er vom rechten Wege ab, fand ihn aber vermittelst des Compasses beynahe wieder. Endlich nachdem er mehrere Stunden herumgeirrt war, befand er sich in der Linie gegen den Ort der Zusammenkunft hin, der nur noch eine Viertelstunde, zu seiner Linken, entfernt lag. Er gelangte bald dahin, und zwar quer über die Felder und ganz mit Staub bedeckt, ohne jemand um den Weg gefragt zu haben. Es war spät und der König schon unruhig. Als dieser vermittelst der Augengläser seinen Sohn wahr nahm, lief er ihm, so weit er konnte, entgegen, und sagte ihm lächelnd: „Bey meiner Treue, Freund! ich glaubte dich verloren" Papa, versetzte das Kind mit eben so viel Anmuth als Rührung, neigt sich mein Herz nicht noch viel sicherer gegen Sie, als die Magnetnadel gegen den Nordpol?

Gustav III. König von Schweden.

Der König von Schweden Gustav der Dritte, ritt einst durch ein Dorf und sah ein junges Bauernmädchen Wasser aus der Quelle schöpfen. Er näherte sich ihr und bat um einen Trunk. Sie reichte ihm mit rührender und naiver Anmuth, ganz Natur, Wasser. „Schönes Kind“ sagte der Fürst, wenn du mit mir nach Stockholm kommen wolltest; ich könnte dir dort dein Schicksal recht angenehm machen. Wenn ich auch, antwortete das junge Bauernmädchen, eben so viel Verlangen hätte, mein Glück zu machen, als Vertrauen auf Ihre Versprechungen, so wäre mirs doch unmöglich, Ihren Antrag anzunehmen.

Meine Mutter, welche arm und krank ist, hat niemand zu ihrer Hülfe, als mich; und nichts in der Welt könnte mich hindern, diese Pflicht zu erfüllen. „Wo ist deine Mut=

ter?" In dieser armseligen Hütte. Der König ging hinein und fand auf einem schlechten Bette, das ein wenig Stroh bedekte, ein ungemein gebrechliches Weib. Gerührt von diesem Anblick, rief der Fürst aus: Ach! wie bedaure ich dich, armes Mütterchen! Wohl wäre ich zu bedauern, mein Herr! versetzte die Kranke, wenn ich diese zärtliche und edelmüthige Tochter nicht hätte, die mir durch ihre Arbeit und Sorgfalt meine Tage zu verlängern sucht. Gott geb' ihr Segen und Vergeltung, fügte sie hinzu, und weinte. Gustav fühlte das Vergnügen, König zu seyn, niemahls so sehr, als in diesem Augenblicke, wo sein zärtliches Herz von Bewunderung allmählig zum Mitleid überging. Fahre nur fort, sagte er zum Bauermädchen, dem er eine Börse übergab, deine Mutter zu pflegen; ich werde schon sorgen, daß es euch bald besser gehe: behüte dich Gott, liebenswürdiges Mädchen! ich bin euer König.

Bey seiner Rückkunft nach Stockholm war seine erste Sorge, sein Versprechen zu halten: er sicherte der Mutter einen Unterhalt zu, der sie aus ihrem Elende zog, so, daß er auch auf die Tochter zurückfiel, um ihre Tugend und Sorgfalt gegen ihre alte Mutter zu belohnen.

Titus Manlius.

Ein römischer Volkstribun, Nahmens M. Pomponius, lud den L. Manlius Imperiosus unter dem Vorwande, dieser Patricier behandelte eines seiner Kinder zu hart, vor Gericht. Dieser Sohn des Manlius, Titus genannt, war von Geburt aus ein Stammler, und da sich in den ersten Jahren seiner Jugend von seinen Geistesfähigkeiten wenig hoffen ließ, so verwies ihn sein Vater in eines seiner Landhäuser, wo er sich mit Feldbau und andern Geschäften der Landwirthschaft abgab, so wie es damahls bey den Römern noch Sitte war.

Indeß wollte Pomponius dem Manlius daraus ein Verbrechen machen, zumahl, da dieser seiner Strenge wegen, die er als bürgerliche Obrigkeit und an der Spitze des Heeres ausübte, dem Volke nicht angenehm war.

Die Sache wurde so lebhaft betrieben, daß man gar nicht zweifelte, daß er zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurtheilt würde. Titus Manlius hörte, in welcher Verlegenheit sich sein Vater befinde, ging sehr früh am Morgen ganz allein aus dem Dorfe und nach Rom zu dem Tribun, welcher noch im Bette lag. Er ließ ihm sagen, Manlius, der Sohn, bäthe sich aus, mit ihm zu sprechen, es beträfe eine Angelegenheit, die keinen Aufschub litte. Der Tribun, in der Ueberzeugung, er käme ihm zu danken, daß er sich seiner im Umglück angenommen hätte, oder vielleicht ihm neue Beweise von der Härte seines Vaters zu entdecken, ließ ihn sogleich vor sich kommen. Manlius begrüßte ihn und bath mit ihm allein zu reden; sogleich erhielten die Leute des Tribuns Befehl, abzutreten. Dieß geschah. Nun setzte ihm dieser junge Mann einen Dolch auf die Brust, und drohte ihm den Tod, wenn er ihm nicht feyerlich schwören würde, vom Prozesse, den er seinem Vater gemacht, abzustehen. Der erschrockne Tribun beschwor alles, was er wollte. Kaum war er des jungen Menschen los, so brachte er seine Klagen in einer Volksversammlung vor und bath, man möchte ihn seines Schwures entlassen.

Das Volk traf hierüber eine ganz andere Verfügung. Zu Gunsten dieses herrlichen Zuges von kindlicher Liebe verboth es nicht nur dem Tribun seine Klage gegen den Vater fortzusetzen, sondern der junge Manlius wurde zum Legionstribun ernannt, und erhielt den Beynahmen des Frommen.

Alphons der Große, König von Arragonien.

Es traf sich, daß eine Galeere mit Soldaten und Matrosen in Gefahr kam unterzugehen. Er befahl, ihnen zu Hülfe zu kommen; als aber der König sah, daß die Gefahr der Vollziehung seinem Befehle im Wege stand, so begab er sich selbst auf eine Schaluppe, um den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen. Man stellte ihm die Gefahr vor, welcher er sich aussetzte; umsonst. Ich will lieber, sagte er, der Gefährte als der Zuschauer ihres Todes seyn.

Karl von Antwerpen.

Als Karl von Antwerpen nach Brüssel fuhr, so zertraten seine Pferde, oder die von seinem Gefolge, ein Schaf. Der Hirt foderte lange vergebens eine Entschädigung und ließ sich endlich bereden, auf die Person des Kaisers Arrest zu legen. Der Prozeß wurde anhängig gemacht und geschlichtet, wie zwischen zwey gewöhnlichen Privat-Personen. Diese Billigkeit mißfiel bey Hofe; man fragte den Referenten, ob er denn das Ansehen des Prinzen für nichts rechne. Ich unterwerfe mich ihm in allem, was ihm gebührt, antwortete derselbe: aber in Sachen der Gerechtigkeit fürchte ich Niemand, als Gott. Eine so männliche Tugend machte auf Karln den gehörigen Eindruck. Er machte sich diesen edlen Mann zum Freund, und gebrauchte ihn nachher bey den wichtigsten Angelegenheiten.

Heinrich V. König von England.

Heinrich IV. König von England hatte am Ende seines Lebens den Kummer, daß sein ältester Sohn Heinrich, Prinz von Wallis, durch seine unregelmässige Aufführung sich bey der Nation, die er zu schonen Ursache hatte, verhaßt machte. Da einst ein Gefährte der zügellosen Vergnügungen dieses Prinzen von dem Oberrichter zu einer gewissen Strafe verurtheilt wurde, ging der Prinz, wüthend vor Zorn, öffentlich auf den Richter los, und glaubte ihn durch seine Drohungen dahin zu bringen, das Urtheil abzuändern. Allein dieser, weit entfernt, sich durch diese Drohungen schrecken zu lassen, nahm einen ernstern und strengern Ton an, und befahl dem Prinzen, im Nahmen des Königs, seines Vaters, dessen Gewalt er in seiner Person aus den Augen gesetzt hatte, sich in Arrest zu begeben;

und zugleich gab er dem Gerichtsdiener Befehl, ihn dahin abzuführen.

Der entschlossene Ton, in welchem der Richter sprach, schlug den Prinzen zu Boden und ohne Widerstand ließ er sich abführen. Als man dem Könige meldete, was vorgegangen war, rief er aus: Glücklich ist derjenige König, welcher solche herzhafte Obrigkeiten hat, daß sie die Gesetze selbst an einem solchen Verbrecher vollziehen. Und noch glücklicher ist ein Vater, der einen Sohn hat, welcher sich einer solchen Strafe willig unterwirft! Kaum war dieser Prinz unter dem Nahmen Heinrich V. im J. 1413 auf den Thron gekommen, so ließ er den Oberrichter, der ihn ehedem hatte gefangen nehmen lassen, zu sich kommen, und befahl ihm auch ferner die Gerechtigkeit eben so entschlossen und unpartheyisch zu verwalten.

Der Herzog von Biron.

Als am Ende der Regierung Ludwigs XV. Maupeou und Aiguillon an der Spitze der Geschäfte standen und durch ihre schlechte Staatsverwaltung den Haß der Nation erregten, fragte einst der König, da er alle Kassen erschöpft fand, den Herzog von Biron: wie es wohl möglich wäre, wieder zu einiger Baarschaft in den Staatskassen zu gelangen? Biron schlug ihm vor, drey Millionen zusammenzubringen, und zwar ohne Kosten, an einem einzigen Tage, und unter dem Zujauchzen eines so zahlreich herbeyströmenden Volkes, daß man einander fast erdrücken würde, um seine Beyträge an die Behörde abzuliefern. Ein solcher Vorschlag erregte die ganze Aufmerksamkeit des Königs; er drang in den Herzog, ohne den mindesten Verzug ihm ein so respektables Geheim-

niß zu offenbaren. Sire, antwortete Biron, lassen Sie auf einer großen Ebne im Lande einen hohen Galgen aufrichten, und den Kanzler Maupeou daran hängen, und nehmen Sie von einem jeden Zuschauer nur einen Thaler. Es wäre schlecht berechnet, wenn eine solche Spekulation, den Kanzler auf Subskription zu hängen, Ew. Majestät nicht mehr, als drey Millionen eintragen sollte.

Angelika Franziska Roland.

Diese edle Gemahlinn des unglücklichen Ministers Roland neigte sich auf dem Richtplatze gegen die Bildsäule der Freyheit mit Aussprechung dieser merkwürdigen Worte: O Freyheit, wie viel Verbrechen begeht man in deinem Nahmen!

Sie hinterließ eine Schrift, die den Titel führt: Appel à l'impartiale posterité, par la citoyenne Roland, femme du Ministre de l'intérieur. Der Schluß dieser Schrift ist für das empfindsame Herz zu interessant, als daß ich ihn den Lesern dieser kleinen Sammlung nicht mittheilen sollte.

„Mein letztes Lebewohl dir mein Kind, euch mein Gemahl, meine liebe Wärterinn, meine Freunde! Dir, Sonne, deren glänzende Strahlen Heiterkeit in meine Seele verbreiteten, und sie zum Himmel hinaufriefen! Euch, einsame Ge-

filde, deren Anblick mich so oft rührte; ländliche Bewohner von Thezen, die ihr meine Gegenwart segnet, deren Schweiß ich trocknete, deren Elend ich versüßte, und die ich in Krankheiten pflegte! Auch dir, ruhige Kammer, in der ich meinen Geist mit Wahrheit nährte, meine Einbildungskraft durch ernsthafte Beschäftigung zügelte, und in der schweigenden Ruhe des Nachdenkens meine Sinnen beherrschen, und die Eitelkeit verachten lernte!"

Barbula und Markus.

Barbula, ein alter Freund des Antonius, dem er in der Schlacht bey Philippi Dienste geleistet hatte, kaufte nach dieser Schlacht einen Geächteten, welcher sich als Sklaven verkleidet hatte, um sein Leben zu erhalten. Dieser vorgebliche Sklave, den uns die Geschichte nur unter dem Vornahmen Markus kennen lehrt, wurde zu verschiedenen Geschäften gebraucht und verrichtete sie mit einer Einsicht und Gewissenhaftigkeit, welche seinen Stand entdeckten. Barbula wollte ihm sein Geheimniß entreissen, indem er ihm versprach, wenn er unter den Geächteten wäre, seinen Nahmen von der unglücklichen Liste ausstreichen zu lassen. Markus blieb standhaft, und begleitete seinen Herrn nach Rom. Hier wurde er von einem der Freunde des Barbula erkannt, und dieser, seinem Versprechen getreu, erhielt durch

die Verwendung des Agrippa, die Begnadigung des Markus, welcher sich dem zu Folge zur Parthie des Augustus hielt. Mehrere Jahre nachher erfolgte die Schlacht bey Aktium, wo Markus und Barbula sich wieder auf verschiedenen Parthien befanden; der erstere stritt für Augustus, der andere für Antonius. Nach der Schlacht erneuerte sich die Szene zwischen ihnen, aber umgekehrt. Barbula fand kein besseres Mittel, um dem Tode zu entgehen, als sich in einen Sklaven zu verkleiden. Markus kaufte ihn, stellte sich, als kennte er ihn nicht, und bediente sich der Gunst, worinn er bey Augustus stand, um denjenigen hinwiederum zu retten, der sein Befreyer gewesen war; so daß diese zwey Freunde einige Zeit nachher mit einander Konsuln wurden, und hierdurch diese sonderbare Aehnlichkeit vollkommen machten, welche das Schicksal in die Begebenheiten ihres Lebens verwebt hatte.

Herzog von Bukingham.

Ein Edelmann machte einst dem Herzog von Bukingham eine lange und ernstliche Vorstellung über verschiedene Gebrechen des Staats. Nachdem ihn der Herzog, der scharfsichtig genug war, den Beweggrund seiner Klagen zu entdecken, mit vieler Geduld angehört hatte, sagte er ihm: Mein Freund, Sie haben nur zu viel Ursache unzufrieden zu seyn; aber ich habe ein Mittel gefunden, um alles in kurzer Zeit wieder in Ordnung zu bringen. Der Mann mit den Vorstellungen unterließ nicht zu fragen, worinn dieses sichere und schnelle Mittel bestände. Sie sollen es erfahren, antwortete der Herzog. Wissen Sie, daß eine Stelle von 500 Pfund Sterling jährlichen Gehalts seit diesem Morgen vakant ist; ich bin Willens, Sie in den Besitz davon

zu setzen. Und wirklich, von diesem Augenblick an, war der Edelmann zufrieden und sah die Nation als ein glückliches Volk an. Wer möchte dieses nicht für ein Mittel halten, den Unzufriednen den Mund zu schliessen? —

Plinius der Jüngere.

Bey dem Ausbruch des Vesuv war Plinius der Jüngere mit seiner ganzen Familie in Mizenä. Alle Einwohner suchten ihr Heil in der Flucht; allein er, welcher von der ihn umgebenden Gefahr für sich selbst nichts fürchtet, Plinius ist bereit, alles zu unternehmen, um einer Mutter das Leben zu retten, die ihm theurer, als sein Leben ist. Vergeblich beschwört sie ihn, einen Ort zu fliehen, wo sein Untergang gewiß ist. Sie stellt ihm vor, daß ihr hohes Alter und ihre Gebrechlichkeiten ihr nicht erlauben, ihm zu folgen, und daß das geringste Zögern sie alle beyde dem Verderben aussetze. Ihre Bitten sind unnütz, und Plinius will mit seiner Mutter lieber sterben, als sie in einer so dringenden Gefahr verlassen. Er zieht sie wider ihren Willen fort, und nöthigt sie, seinen dringenden Bitten nachzuge-

ben. Endlich weicht sie der Zärtlichkeit ihres Sohnes, weil sie es sich zum Vorwurf macht, seine Flucht zu verzögern. Schon fällt die Asche auf sie; Dünste und Rauch, wovon die Luft verdunkelt ist, verwandeln den Tag in die schwärzeste Nacht. In Finsterniß eingehüllt, haben sie nichts, ihre wankenden Schritte zu leiten, als den Schein der sie umgebenden Flammen. Man hört nichts als Wehklagen und Geschrey, welches die Dunkelheit noch schrecklicher macht. Allein dieses fürchterliche Schauspiel kann seine Standhaftigkeit nicht erschüttern, noch ihn nöthigen, auf seine eigene Sicherheit zu denken, so lange seine Mutter in Gefahr ist. Er tröstet, er unterstützt sie, er trägt sie auf seinen Armen; seine zärtliche Liebe belebt seinen Muth, und macht ihn der größten Anstrengungen fähig. Der Himmel segnet ein so rühmliches Betragen, erhält Piniussen seine gute Mutter, und entreißt sie beyde der Gefahr.

Staatliche Bibliothek Bamberg

La Vaquerie.

Dieser wahrhaft große Mann war erster Parlamentspräsident zu Paris unter Ludwig dem Eilften. Einst gab Ludwig äußerst ungerechte Befehle, welche zu bekräftigen und bekannt zu machen das Parlament unter seinen Pflichten gegen den Staat und unter seiner Würde zugleich fand. Kaum erfuhr er dieß, so verlangte er unter den härtesten Bedrohungen von seinem ersten Gerichtshofe die schleunigste und unbedingteste Unterwerfung unter seinen königlichen Willen. Da ging La Vaquerie in Begleitung vieler andern Räthe — alle in feyerlicher Staatskleidung zu ihm, und thaten ihm männliche Vorstellungen über seine Eingriffe in die Gesetze sowohl, als in die Rechte des Parlaments. „Wir dienen dem Staate und nicht der willkührlichen Gewalt. Vollstrecker der Gesetze sind wir, aber nicht Voll=

strecker der Machtsprüche gegen die Gesetze. Sire — hier haben Sie die Wahl; entweder Sie heben die gegebenen Befehle auf, oder wir Alle legen hiermit unsere Aemter in Ihre Hände wieder. Männer wollen keine Werkzeuge öffentlicher Ungerechtigkeit werden, und ziehen sich lieber in ihre Einsamkeit zurück, um da dem Vaterlande ihre Thränen zu heiligen, dem sie weiter nicht helfen können."

Eine solche Entschlossenheit hatte Ludwig von seinen Räthen nicht erwartet. Die Würde, mit der so viel Edle vor ihm standen, der erhabne Ernst, mit dem ihr Präsident sprach, kam dazu; — so ging es ihm, wie es Allen geht, wenn sie unerwarteten großen Widerstand finden. Er hob seine gegebenen Befehle auf der Stelle auf; und ging, hingerissen von den Eindrücken, welche ihre Standhaftigkeit auf ihn gemacht, noch weiter. Er lobte sie; er bat sie in Verwaltung der Gerechtigkeit mit derselben Treue fortzufahren, und — schwur ihnen, nie wieder einen Befehl ins Parlament zu schicken, den sie nicht mit gutem Gewissen bestätigen und ausführen könnten.

Ludwig XIV.

Die ganze Rednerzunft zu Paris unter Ludwig dem Vierzehnten hatte zwölf Jahre hindurch und länger gegen die unmässig hohen Kopfzeuge der Damen damahliger Zeiten geeifert; sie hatte sich aller Gründe der Vernunft und der Religion dabey bedient — aber vergeblich. Statt daß die ungeheuern Fontangen auch nur um einen Zoll niedriger werden sollten, wuchsen sie vielmehr zu einer immer noch riesenmässigern Höhe. Als Ludwig sah, daß die Beredsamkeit aller seiner Redner gegen diesen weiblichen Unsinn nichts vermochte, beschloß er sich gegen ihn aufzumachen. Aber wie fing er dieß an? Man wird vielleicht glauben, daß er Strafedikte deßhalb im ganzen Reiche anschlagen ließ, oder daß er wenigstens allen Damen den Hof verbot, welche sich ferner in dem albernen Kopfputze zeigen würden;

aber — nichts dergleichen. Eines Tages, als große Cour bey Hofe war, ging er bloß neben den Reihen der so ungeheuer aufgesetzten Damen vorüber und sprach — fi, welch ein Kopfputz! Wie im Blitze war die schändliche Mode abgeschafft, und bey der nächsten Cour schon sah Ludwig die Wirkungen der Allmacht eines einzigen königlichen Wortes an seinem Hofe. Nach dem Hofe bildete sich ganz Paris um; nach Paris jede andere Stadt im Reiche; und — so hatte ein einziges königliches Fi, unendlich mehr gewirkt, als vieljähriges Reden aller Redner zu Paris.

Der Prinz Heinrich Julius, Sohn des großen Condé hielt so viel auf seine Jagdbarkeiten, daß er sie sogar auf Kosten seiner Nachbarn vergrößern wollte. Unter diese gehörte der Präsident Rose, welcher bey Chantilly ein schönes Gut, das er sehr lieb hatte, besaß. Obschon er dem Prinzen, die seinem Range schuldige Achtung zollte; so ließ er sich doch keinen Eingriff in sein Eigenthum machen, zumahl durch die Jagd. Der Prinz, welchem eine Nachbarschaft, die ihn einschränkte, beschwerlich fiel, ließ dem Präsidenten vorstellen, er möchte ihm das Gut aus Gefälligkeit überlassen; allein der Präsident wollte sich

um keinen Preis dazu verstehen. Den Prinzen verdroß die abschlägige Antwort seines hartnäckigen Nachbars, und dachte drey oder vierhundert Füchse in seinen Park werfen zu lassen. Man kann sich die Unordnung, die diese Gesellschaft machte, und das Erstaunen des Präsidenten und seiner Leute, als sie den Haufen Füchse sahen, die in einer Nacht in den Park gekommen waren, vorstellen. Er betrog sich in seiner Meynung über den Urheber dieses bösen Streiches nicht; sehr erzürnt ging er zum König und sagte: Sire, erlauben Sie mir eine Frage: Giebt es in Frankreich zwey Könige? Ludwig, den diese Frage in Erstaunen setzte, sagte ihm, er möchte sich erklären. Der Präsident versetzte: Wenn der Prinz König ist, wie Sie, so ist nichts übrig, als zu weinen, und den Nacken unter das Joch zu beugen; ist er aber nichts, als ein Prinz von Geblüt, so bitte ich um Gerechtigkeit gegen ihn, und diese sind Sie mir, wie jedem ihrer Unterthanen schuldig. Hierauf erzählte er den ganzen Vorfall. Ludwig sah in diesem bösen Streiche eine Bedrückung, die er nicht ungerügt hingehen lassen konnte: er befahl dem Prinzen durch seine Leute und auf seine Kosten den Park von allen Füchsen

zu reinigen, und den Schaden, den diese Thiere darin angerichtet haben, zu ersetzen.

Als der große Condé nach der Schlacht bey Senef, welche er gewonnen hatte, Ludwig XIV. seine Aufwartung machen wollte, sah er den König, wie er ihn oben an der Treppe erwartete. Da ihn das Podagra, wovon er befallen war, verhinderte, so schnell hinauf zu gehen, als er gewünscht hätte, rief er mitten auf der Treppe: Sire, ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung, wenn ich Sie warten lasse. Der Monarch antwortete ihm: Lieber Vetter, eilen Sie nicht; wenn man mit Lorbern beladen ist, wie Sie, kann man nicht so schnell gehen.

Die Gräfinn Chateau-Briand.

Franz I. von Frankreich ward der Gräfinn von Chateau-Briand, die er unaussprechlich geliebt hatte, ungetreu, und vertauschte sie gegen die Frau von Estampes. Diese hatte an dem Siege, welchen sie über die Gräfinn davon getragen, nicht genug, sondern verlangte für ihren Ehrgeitz noch ein größeres Opfer. Sie drang in den König, daß er die Kleinodien der Gräfinn wieder abfordern ließe, welche er selbiger geschenkt, damit sie nun in den Besitz derselben gelangen möchte.

Man würde sehr irren, wenn man dieß von Seiten der Frau von Estampes vielmehr für Geitz, als für Ehrgeitz erklären wollte. Die Edelgesteine stunden damahls noch in keinem hohen Preise, sondern es war auch dieser neuen königlichen Geliebten nur um die darauf eingeschnittenen Sinnbilder zu thun,

durch deren Herausgabe die Gräfinn von ihr gleichsam im Triumphe aufgeführt werden sollte. So nahm es denn auch die Gräfinn, und traf darnach auf das geschickteste ihre Maßregeln.

Franz ließ sich wirklich so arg von der Stolzen mißbrauchen, daß er seine Geschenke zurückbegehrte. Die Gräfinn fühlte die Demüthigung, welche ihr hierdurch wiederfuhr, so tief, daß sie darüber krank ward; ihr Geist sammelte sich aber bald wieder. Daß sie dem königlichen Befehle gehorchen müsse, sah sie wohl ein; daß dessen ungeachtet aber die Ehrsucht und die Schadenfreude ihrer Nachfolgerinn nicht gesättigt würden, darauf glaubte sie sinnen zu müssen. Sie bestellte den Cavalier, welcher ihr die schimpfliche Ordre überbrachte, nach drey Tagen wieder zu sich. Als dieser zur bestimmten Zeit sich wieder zu ihr verfügte, übergab sie ihm das sämmtliche vom König in jenen Tagen seiner zärtlichsten Liebe zu ihr erhaltene Geschmeide — in Stangen, in welche sie es hatte einschmelzen lassen.

„Hier ist Alles, was ich bekam, und ich versichere auf meine Ehre, daß nichts daran fehle. Ich mußte es leiden, daß mir der

König die Steine, die er mir gegeben, wieder nähme und einer Andern gäbe; daß er aber einer Andern die Devisen darauf, die nur mir gehörten, gäbe, brauchte ich nicht zu leiden — dieß sagen Sie ihm zur Antwort zurück."

Wer hätte nicht glauben sollen, daß Franz hierüber in den größten Zorn gerathen würde? Schlimmer konnte er doch von der Gräfinn nicht abgeführt werden. Wer sollte vollends nicht glauben, daß die stolze Estampes wenigstens Alles gethan haben werde, seinen Zorn, wenn er nicht unwillkührlich sich regte, zu reitzen? Tiefer konnte sie doch von der Gräfinn, welche sie hatte demüthigen wollen, nicht gedemüthiget werden, als so. Das Erstere geschah aber nicht, und das Letztere fruchtete nichts.

„Einen solchen Muth hätte ich von einer Frau nicht erwartet" — so sprach Franz und schickte der Gräfinn die Stangen zurück.

Ludwig XI.

König Ludwig XI. von Frankreich, kam eines Morgens in seine Küche, wo einer von den Burschen, die die Bratspiesse wendeten, seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Da er in einem ganz gemeinen Ueberrocke ging, kannte ihn der Küchenjunge nicht, und fertigte ihn auf verschiedene Fragen, die er that, ganz dreist und kurz ab. Dieß gefiel dem König. „Wie heissest du, und wie hoch stehst du dich?“ Ich bin Berruger, des alten Berruger Sohn; hier in der Küche nennen sie mich Stephan. Ich diene auch dem König, aber um ein wahres Lumpengeld; doch ists mein Trost, daß ich dabey so viel gewinne, als er.

„Wie viel gewinnt denn der König?„ Seinen Aufwand, den gewinne ich auch, und so habe ich so viel, wie er. Ich wüßte auch nicht, warum er mir nicht den meinigen so

lange reichen sollte, als Gott ihm den seinigen reicht. Bratenspießwender braucht er so lange, als der liebe Gott ihn braucht. Erübrigen wie er, kann ich freylich nichts; aber wozu auch? Davonbringen wird Ludwig am Ende doch nicht mehr, als Stephan.

Der König war über die ächtphilosophische Antwort des Küchenjungen herzlich erfreut, und machte ihn nachmahls zu seinem Kammerdiener.

Als Ludwig der XI. noch Dauphin war, brachte er einige Zeit in Burgund zu, um sich gegen die Verfolgungen seines Vaters des Königs sicher zu stellen; er belustigte sich dort mit der Jagd, und kam oft zu einem armen Manne, mit Nahmen Konon, und aß einige Mahle Rüben mit ihm. Als der Dauphin König geworden war, kam Konon auf Bitten seiner Frau nach Paris, und brachte dem König schöne Rüben aus seinem Garten. Da er sich aber weder mit Geld noch mit Lebensmitteln versehen hatte, verzehrte er sie alle unterwegs, bis auf eine der größten, womit er seinem alten Gast ein Geschenk machte. Der König empfing die Rübe, als ob es ein eben so großer Edelstein gewesen wäre, und ließ sie zu seinen Kostbarkeiten legen. Er ließ den guten

Konon mit sich zu Mittag speisen, gab ihm tausend Thaler, und entließ ihn. Einige Zeit nachher machte ein Edelmann, der vom Kleinern aufs Größere schloß, und darauf herrliche Hoffnungen baute, dem König ein Geschenk mit einem sehr schönen und guten Pferd, und versprach sich eine reiche Belohnung. Der König, welcher die eigennützigen Absichten des Gebers muthmaßte, erinnerte sich an Konons Rübe, ließ sie in einen saubern Umschlag wickeln, und ihm zustellen, mit dem Befehl, ihn nicht eher, als bey seiner Ankunft in der Provence zu öffnen. Der Edelmann öffnet das Packet in der Meynung, eine Kostbarkeit von großem Werthe zu finden, und findet nichts als eine Rübe. Er kehrt zurück und will sich bey dem König beklagen, weil er dachte, es wäre ein Irrthum vorgegangen, und man hätte ihm ein unrechtes Packet gegeben. Aber er war sehr erstaunt, als ihm der König sagte, daß er ihm sein Pferd gut bezahlt hätte, indem ihn die Rübe 1000 Thaler kostete.

Ludwig XIII.

Ludwig XIII. dem die französische Nation den Beynahmen des Gerechten gegeben hat, besah sich einsmahls im Spiegel, und erschrack über die vielen grauen Haare, welche er schon hatte. „Ha! rief er aus, diese haben mir die vielen übertriebnen Lobreden, welche man auf mich hielt, vor der Zeit gemacht.“

Sein Bruder, der damahlige Herzog von Orleans, dachte nicht so, wie er. Dieser geizte nach Lob, und war überhaupt von einem in äußerlichen Ehrenbezeigungen ganz unersätlichen Stolze. Ludwig wußte dieß so gut, wie der ganze Hof, und beschämte ihn einst darüber noch feiner, als er seine Lobredner beschämt hat.

Der Herzog hielt z. E. auch streng auf die Sitte, daß die Prinzen vom Geblüte in seiner Gegenwart, wie in Gegenwart des Kö-

nigs,

nigs, den Hut nicht aufsetzen durften. Sie so mit unbedecktem Haupte zu sehen, machte ihm so viel Freude, daß er sie aufsuchte, wo er konnte, und sich dann so lange mit ihnen unterhielt als möglich; so, daß sie keinem mehr auszuweichen pflegten, als ihm. Eines Tags fuhr der König mit ihm nach St. Germain, und die Prinzen saßen mit blossen Köpfen in den Schlägen der Kutsche, die Hitze war drückend, und die Herren ohne Hut litten dabey ausserordentlich. „Bedecken Sie Sich, meine Herren, rief Ludwig, als er dieß bemerkte, aus, bedecken Sie Sich — mein Bruder nimmt das nicht übel.“

Reverend von Bougy.

Dieser große Mann that sich unter den Helden Ludwigs des XIV. ausserordentlich hervor. Er war eben so sinnreich als beherzt, und verband mit diesen beyden Eigenschaften die unerschütterlichste Treue gegen seinen König. Als daher der Hof während innerer Unruhen Paris zu verlassen sich entschloß, ward ihm der ehrenvolle Auftrag zu Theil, der Schutzengel der königlichen Personen auf ihrer Flucht zu seyn. Er mußte dazu erst aus Flandern berufen werden, und so wie ihn die Königinn in ihr Zimmer treten sah, rief sie aus — „da ist Bougy, nun fürchte ich mich nicht.“

Bougy ward zwar für seine Verdienste belohnt; aber nicht gehörig. Die Ursache hievon war nicht Undank der königlichen Personen, sondern seine Religion; er gehörte zu den Reformirten. Vielleicht wollte der Hof

sich durch Erkenntlichkeit gegen ihn eben so auszeichnen, wie er sich durch seine Ergebenheit gegen den Hof ausgezeichnet hatte, und erbot sich, ihn zum Marschall von Frankreich zu machen, wenn er zur katholischen Kirche übertreten würde. Da antwortete Bougy — „Könnte ich mich entschließen, meinen Gott für einen Marschallsstab zu verrathen, so würde ich für einen noch weit kleinern Preis auch meinen König verrathen können; da ich nun keines von Beyden kann, so ist mirs genug, daß man mit meinen Diensten zufrieden ist, und ich freue mich, daß mich bloß meine Religion am Genusse des vollkommenen Lohnes derselben hindert."

Monime von Milet.

Monime von Milet gehörte unter die Weiber, welche Ursache haben, ihre Schönheit zu verwünschen. Mithridat, König von Pontus lernte sie nach einem Siege über die Römer kennen, ward durch ihre Reitze bezaubert, und ließ nicht eher nach, bis sie die Seinige war. Gleich ausgezeichnet durch ihren Geist, als durch ihr Aeußerliches, erwarb sie sich durch die Weise, wie sie dieß ward, die Bewunderung von ganz Griechenland. Weder seine Schmeicheleyen, noch seine Geschenke konnten sie bewegen ihm zu folgen; er mußte sie für seine wirkliche Gemahlinn erklären, und ihr die Zeichen der königlichen Würde schicken.

Kaum aber war sie Königinn von Pontus geworden, so empfing sie Veranlassung genug, sich in ihren vorigen Stand zurück zu

sehnen, und zu wünschen, Monime von Milet bloß wieder zu seyn.

Durch die Hoffnung eines ausserordentlichen Glücks gelockt, hatte sie nun nichts, als den äußerlichen Schein davon und brachte ihre königlichen Tage wie eine armselige Sklavinn hin. Mithridat der Barbar, betrug sich nicht gegen sie als ein liebender Gatte, sondern als ein Despot. Um ihr schönes Vaterland und um ihre Familie hatte er sie gebracht; statt ihr nun diese Verluste durch seinen Umgang und durch andere für sie schickliche Gesellschaft zu ersetzen, schloß er sie ein, und ließ sie bloß als einen kostbaren Schatz bewahren. Eine immerwährende Wache umgab sie da, die noch dazu aus einer Art von Menschen bestand, die alles menschliche Gefühl abgelegt hatten, und ihren Herrn noch an Barbarey übertrafen. Die arme Monime! was war ihr weiter übrig, als ihre Schönheit zu beweinen, welche sie auf immer um ihre Freyheit, um die schöne Natur, um allen menschlichen Umgang und um alle Freuden des Lebens gebracht? Man denke sich ihre Jugend dazu; wie unübersehbar groß mußte ihr ihr Elend scheinen, wenn sie noch ein langes Leben

in einem solchen verwünschenswürdigen Zustande vor sich haben zu können fürchtete!

Doch — diese Furcht wenigstens war vergeblich, und ihre Schönheit, welche sie zu einer Gefangenen gemacht hatte, befreyte sie auch wieder. Mithridat, der ihr die Freyheit genommen, gab ihr auch die Freyheit zurück, blieb sich aber dabey ganz gleich, und erschien dabey als ein noch ärgerer Unmensch. Lukullus, der Römer, hatte ihn eben überwunden; so fürchtete er, daß selbiger vor allen Dingen die schöne Monime sich zueignen möchte, und gönnte dem Sieger eine so kostbare Beute nicht. Schnell schickte er daher einen seiner Verschnittenen ab, um ihm den Raub derselben noch aus den Händen zu reissen. Bachilides — so hieß dieser Unhold — kündigte der schönen Monime ihre bevorstehende Befreyung also an: „Mich sendet König Mithridat, um dir seinen Befehl zu eröffnen, den du sogleich befolgen sollst — — wähle dir auf der Stelle eine Todesart, die dir am wenigsten schmerzhaft zu seyn scheint.“

Man höre, wie sich die Gefangene, an Seele so groß, als schön am Körper, benahm! — Mit höchster Entschlossenheit riß Monime

sich das königliche Stirnband ab, knüpfte es um ihren Hals, und henkte sich daran.

Das verwünschte Band war nicht stark genug, und zerriß.

„Unseliges Gewebe, auch diesen elenden Dienst gewährst du mir nicht einmahl?“ Mit diesen Worten warf Monime das königliche Stirnband zur Erde, trat es mit Füssen, und reichte dem Bachilides den Hals hin, daß er ihn nun abschnitte.

Louis Balbe Berton de Crillon.

Crillon war einer der größten Feldherrn Frankreichs. Der gemeine Soldat nannte ihn nur den Mann ohne Furcht, Heinrich III. den Braven und Heinrich IV. den Braven der Braven. Es gibt unter uns, sagt das Fräulein von Lussan, nicht leicht einen Nahmen, der bekannter ist, als der Nahme des braven Crillon.

Selten verstrich ein Tag in Crillons Leben, den er nicht durch irgend eine glänzende That bezeichnet haben sollte, und jede dieser Thaten wurde durch eine neue Beförderung in der Armee belohnt.

Die erste That, durch die er sich als Soldat auszeichnete, trug zu der Eroberung von Calais nicht wenig bey. Er war der erste in der Bresche, ging dem Kommandanten der Festung gerade auf den Leib, entriß ihm seine

Pike, warf sie in den Graben, und wehrte sich eine Weile ganz allein gegen die auf ihn eindringende Besatzung, bis er endlich von seinen ihm nachfolgenden Kameraden Beystand erhielt. Der Herzog von Guise überhäufte ihn dafür mit Lobeserhebungen, nahm ihn bey seiner Zurückkehr mit nach Paris, und stellte ihn dem Könige mit folgenden Worten vor: „Sire, dieser junge Edelmann besitzt zwar auf dieser Welt sonst keinen Reichthum, als seine Geburt und seinen Degen; aber dessen ungeachtet getraue ich mir zu behaupten, daß er dereinst Ew. Majestät Feinden furchtbar genug werden wird.“ — Heinrich II. der schon durch den Ruf die Tapferkeit des jungen Ritters kannte, empfing ihn auf eine sehr ausgezeichnete Weise, und beschenkte ihn (nach damahliger Sitte) mit einer ansehnlichen geistlichen Pfründe.

Ein hugenottischer Soldat, der in ihm eine der stärksten Stützen der katholischen Parthey aus dem Wege zu räumen glaubte, und zugleich den Tod so vieler seiner Glaubensbrüder, die in den Schlacht bey Montcontour unter Crillons Streichen gefallen waren, zu rächen wünschte, faßte von fanatischem Eifer beseelt, den Entschluß, ihn zu ermorden.

Er versteckte sich daher an einem Orte, wo er wußte, daß Crillon, wenn er von der Verfolgung der Flüchtigen zurückkehrte, vorbey kommen müßte. Hier schoß er seine Büchse auf ihn ab, wodurch der Held eine leichte Wunde erhielt. Crillon sah sein Blut fließen, entdeckte den lauschenden Meuchelmörder, und eilte wüthend auf ihn zu. In demselben Augenblicke, da er ihn niederstoßen wollte, umfaßte der zitternde Soldat seine Knie und flehte ihn um sein Leben an. „Verdanke es meiner Religion," sagte Crillon zu ihm, „und erröthe darüber, daß du nicht zu ihr gehörst. Geh, ich schenke dir das Leben. Wenn das Versprechen eines Unterthanen, der gegen seinen König ein Aufrührer und ein Ungetreuer gegen seinen Glauben ist, angenommen werden könnte, so würde ich das Deinige verlangen, in Zukunft nicht wider, sondern vielmehr für den Dienst deines rechtmäßigen Oberherrn zu streiten." — Der bestürzte und von Schaam über seine niederträchtige That durchdrungene Soldat schwor auf der Stelle dem Könige und der katholischen Religion unverbrüchliche Treue und Ergebenheit.

Nach der Schlacht bey Montcontour sammelte Crillon neue Lorbeern bey der Belage=

rung von Saint Jean d'Angely. Bey der Einnahme dieses Ortes floß wiederum sein Blut, und seine Wunde wurde Anfangs für gefährlich gehalten. Karl IX. besuchte den tapfern Kranken, und indem er ihm die Hand reichte, sagte er zu ihm: „Eure Tapferkeit, euer Eifer für meinen Dienst und das Glück, welches immer eure Unternehmungen begleitet, sind über mein Lob erhaben." — Er setzte noch hinzu; „Lebt wohl mein braver Crillon! und von dieser Zeit an führte er beständig diesen ehrenvollen Beynahmen.

Als er im Dienste des Maltheserordens die gewöhnlichen Karavanen gegen die Ungläubigen machte, zeichnete er sich in der Schlacht bey Lepanto ganz besonders aus. In dieser Schlacht befreyte er den Befehlshaber der maltheſischen Galeeren aus den Händen der Feinde und nach derselben wurde er nach Rom gesandt, um dem Papste die Nachricht von dem erfochtenen Siege der Christen zu überbringen. Alsdann ging er mit demselben Auftrage nach Frankreich. Beym Empfange sagte ihm der König nachstehende schmeichelhafte Worte: „Ihr bleibt Crillon, ihr mögt euch befinden, wo ihr wollet; überall ist euer furchtbarer Arm Ueberwinder."

Der in der Geschichte der damahligen Zeit so berühmte Bussi d'Amboise hielt sich für den tapfersten Ritter des Königreichs. Aufgebracht, daß Crillon ihm diesen Ruhm entzog, oder solchen doch wenigstens mit ihm theilte, faßte er den Entschluß, sich mit ihm zu schlagen. Eines Tages begegnete er unserm Ritter in der Straße Saint'-Honore. Mit einem eben so stolzen Tone als Blicke, den Crillon ungestraft zu ertragen nicht gemacht war, fragte er ihn: „Um die wievielste Stunde es sey." — „Es ist die Stunde deines Todes!" erwiederte Crillon, indem er den Degen zog. Dieser Vorfall würde sicher einem oder dem andern, vielleicht auch gar beyden, das Leben gekostet haben, wenn man sie nicht noch bey Zeiten glücklicherweise auseinander gebracht hätte. Von nun an waren beyde die unversöhnlichsten Feinde.

Als der Herzog von Anjou nach Pohlen reiste, um von dem ihm angebothenen Throne dieses Reiches Besitz zu nehmen, befanden Crillon und Bussi sich beyde in seinem Gefolge. In einer deutschen Stadt reitzte Bussi, der für einen nicht minder guten Trinker, als braven Soldaten gehalten seyn wollte, die Neugierde einiger Edelleute. Sie bathen ihn,

daher zu sich, mit dem festen Vorsatze, ihn unter den Tisch zu trinken. Gegen das Ende der Mahlzeit fing Bussi an, ihr Vorhaben zu merken, und da er sich dadurch für beleidigt hielt, so überhäufte er sie mit vielen Vorwürfen, in eben nicht sehr gemäßigten Ausdrücken, fiel mit dem Degen in der Faust über sie her, und verwundete verschiedene. Auf den Lärm, den diese Scene verursachte, eilte die Wache herbey, und Bussi wurde auf der Stelle in Verhaft genommen und ins Gefängniß geführt. Schon den andern Tag wurde ihm der Criminalproceß gemacht und er zum Tode verurtheilt. Crillon vernahm die Gefahr, worin sich sein Gegner befand. In diesem Augenblick verlor er allen Groll; er sah in ihm bloß Bussi, den Mann, der durch seinen Muth ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande Ehre machte. Ohne einen Augenblick zu säumen, begab sich Crillon zu den Richtern seines alten Feindes, bey welchen es ihm durch Flehen, Ueberredung und den Beystand einiger Freunde, die er sich in dieser Stadt gemacht hatte, endlich glückte, Bussis Loslassung zu bewirken. Dieser, beschämt von der Großmuth unsers Helden, konnte sich von seinem Erstaunen noch nicht erhohlen, als

ein Edelmann aus dem Gefolge des Prinzen zu ihm kam, der ihm sagte, Crillon wollte sich mit ihm schlagen, und habe bloß in dieser Absicht ihm einen Dienst geleistet, wofür er gar keine Erkenntlichkeit von seiner Seite verlangte. Bussi, ohne zu fürchten, daß man ihn eines Mangels an Herzhaftigkeit beschuldigen würde, wenn er diese Ausforderung ausschlüge, begab sich sogleich zu unserm Helden, und nachdem er seinen Degen zurückgelassen hatte, näherte er sich ihm mit einer offenen Miene und sagte: „Ich verdanke Euch das Leben, und bin hier, um Euch eine Erkenntlichkeit zu beweisen, die mich jederzeit anspornen wird, es für Euch aufzuopfern.“ Diese Rede entwaffnete dem braven Crillon. Er reichte seinem Gegner statt der Antwort die Hand, die dieser ihm zärtlich drückte, und nun umarmten sich die beyden versöhnten Feinde und schworen einander ewige Freundschaft.

Nach der Entweichung des Königs von Navarra gerieth der Herr von Fervaques in den Verdacht, er müßte darum gewußt, aber dennoch dem Hofe keinen Wink davon gegeben haben. Der hierüber aufgebrachte König schwor in seinem Zorne, daß Fervaques diese Verrätherey mit seinem Kopfe bezahlen sollte, und

daß derjenige, der diesem Treulosen davon Nachricht geben würde, mit seinem Kopfe für die Flucht desselben verantwortlich seyn sollte. Unter andern Herren des Hofes war auch Crillon gegenwärtig. Ein Schauder durchdrang sein Innerstes, da er einem Mann von Stande, der ein guter Officier und von allgemein anerkannter Tapferkeit war, den Tod zuschwören hörte. Bey jeder Gelegenheit groß- und edelmüthig, bey keiner einzigen furchtsam, faßte er den Entschluß, einen Mann der nahen Gefahr zu entreissen, die bereits über seinem Haupte schwebte. Er begab sich also zu dem Herrn von Fervaques, benachrichtigte ihn von allem, was vorgefallen war, und drang in ihn, so eilig als möglich die Flucht zu ergreifen. Heinrich III. erfuhr den Tag darauf, daß Fervaques verschwunden war, und gerieth darüber in einen schrecklichen Zorn. Einige Augenblicke musterte er in Gedanken alle diejenigen, die bey jenem Schwure zugegen gewesen waren; aber bald blieb sein Verdacht bey Crillon stehen. Er ließ ihn zu sich rufen. „Fervaques" — sagte er zu ihm mit einem wüthenden Blicke — „ist meiner Rache entflohen, und läßt mir weiter nichts, als die Hoffnung übrig, sie auf eine ausgezeichnete

Art an denjenigen auszuüben, der ihn mir entrissen hat. Kennt ihr ihn, Crillon? „Ja Sire" antwortete unser Held, „ich kenne ihn".
„Nun gut, so nennt mir ihn" fiel ihm der König hitzig in die Rede." Nie werde ich der Angeber von irgend jemand seyn, als von mir selbst, erwiederte Crillon — „aber die gerechte Besorgniß, daß ein Unschuldiger das Schlachtopfer von Ewr. Majestät Empfindlichkeit werden könnte, befiehlt mir, Ihnen den Strafbaren auszuliefern. Ja, Sire, ich bin derjenige, den Sie bestrafen müssen, derjenige, der sich für den Mörder des Fervaques gehalten haben würde, wenn er ihm ein Geheimniß verschwiegen hätte, von welchem sein Leben abhing.„ — Der König staunte ihn an, und konnte sogar eine geraume Weile kein Wort hervorbringen; doch war während dieses Stillschweigens sein Auge immer starr auf den kühnen Ritter gerichtet. Endlich brach er in folgende Worte aus: „Da es nur einen Crillon in der Welt giebt, so läßt es meine Gnade nicht zu, an ihm ein Exempel zu statuiren." —

Heinrich der Dritte hatte den Entschluß gefaßt, den Herzog von Guise heimlich aus dem Wege räumen zu lassen, weil er es nicht

wagte, ihn öffentlich der Strenge der Gesetze zu unterwerfen.

Dieß Geschäft trug er nun seinem größten Feldherrn, dem Ritter Crillon auf. Aber Crillon, der einen Abscheu vor diesem Befehl hatte, obschon er des Herzogs geschworner Feind war, sagte zum Könige: „Sire," erlauben Sie mir weit vom Hofe entfernt, zu erröthen, meinen König so reden gehört zu haben, von meinem Könige, für den ich tausendmahl das Leben lassen wollte, einen Befehl gehört zu haben, dessen Ausrichtung mich um seine Hochachtung bringen würde.„ — „Genug davon" versetzte der König — „ich kenne Euch und vergebe es Euch, daß Ihr mir eine abschlägige Antwort ertheilet, die ich bloß Eurer gar zu strengen Gewissenhaftigkeit zuschreibe." —

Heinrich IV. um sich gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß er noch nichts für unsern Feldherrn gethan habe, da er doch schon so viele aufrührerische Unterthanen durch Wohlthaten an sich gezogen hatte, pflegte oft zu sagen: „Vor dem braven Crillon war ich sicher genug; aber Verfolger mußte ich zu gewinnen suchen." —

Eines Tages, da sich dieser große König mitten unter den Großen seines Hofes und in Gesellschaft mehrerer Minister auswärtiger Höfe befand, wurde eben von den Verdiensten der größten Kriegshelden damahliger Zeit gesprochen. „Meine Herren!" — sagte der König, indem er seine Hand auf Crillons Schulter legte — „dieß ist der größte Feldherr auf der Welt; denn ich kenne Niemand, der ihn in militärischen Kenntnissen übertreffen sollte." — Crillon, der in diesem Augenblicke in seinem Könige nur den Krieger sah, erwiederte lebhaft: „Sire, Sie haben gelogen, Sie sind der erste aller Feldherrn, ich bin nur der zweyte." — Diese treuherzige, obgleich freylich nicht sehr höfliche Antwort, gefiel dem edlen Heinrich weit mehr, als die studiertesten Lobeserhebungen seiner Hofschranzen.

Marseille wurde von einer spanischen Flotte bedroht. Der junge Herzog von Guise, der in diesem Orte das Kommando führte, zeigte zwar vielen Muth, besaß aber dabey nur sehr wenig Erfahrung. Er hatte durchaus einen Rathgeber und Führer nöthig.

Die Wahl des Königs fiel auf Crillon, der dem Prinzen zur Seite gesetzt wurde, um seine jugendliche Hitze gehörig zu zähmen. Der

junge Herzog ließ sich gelüsten, die Standhaftigkeit des neuen Bayard auf die Probe zu stellen, um ihm, wo möglich auf eine ganz unvermuthete Art Schrecken einzujagen.

Crillon schlief in seinem Bette ganz ruhig. Plötzlich trat der Herzog von Guise in sein Zimmer und weckte ihn mit einer verstörten und erschrocknen Miene. Er sagte ihm, der Feind sey in die Stadt gedrungen, alle Posten wären über den Heufen geworfen, die Wachen sowohl, wie die ganze Besatzung niedergehauen und die Häuser bereits geplündert und in Brand gesteckt. In wenigen Minuten, setzte er hinzu, würde der Feind auch in Crillons Quartiere seyn, und schloß endlich mit den Worten: „Laßt uns daher auf das eiligste fliehn; denn es ist wirklich die höchste Zeit.“

Crillon rieb sich den Schlaf aus den Augen, indem er diese Rede anhörte. Mit dem gelassensten Tone von der Welt forderte er seine Kleider und Waffen. Während er diese anlegte, sagte er zu dem Herzoge: „Ich zweifle an der Wahrheit dieser Nachricht. Gewiß, Prinz, Sie haben sich was weiß machen lassen. Gesetzt aber, der Feind wäre auch Meister von der Stadt geworden, so ist doch noch

nicht Crillon in seiner Gewalt; und ich will lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als den Verlust dieses Ortes überleben." — Mit diesen Worten war er eben im Begriff das Zimmer zu verlassen, als der junge Unbesonnene seinen listigen Anschlag mit einem Ausbruche von lautem Gelächter verrieth, und hierauf gestehen mußte, er habe bloß die Herzhaftigkeit des Helden versuchen wollen. Crillon nahm nun eine weit ernsthaftere Miene an, und indem er den Prinzen beym Arm ergriff und ihn ziemlich derb schüttelte, sagte er, unter mehreren seiner gewöhnlichen Schwüre und Flüche, zu ihm: „Knabe, wage es niemahls, mit Ausforschung des Herzens eines ehrlichen Mannes dein Spiel zu treiben. Bey meinem Leben, hättest du mich schwach gefunden, so würde ich dir mit meinem Dolche eines ins Herz gegeben haben." — Der Herzog von Guise prägte sich diese Lehre so gut ins Gedächtniß, daß er von diesem Augenblick an sich nie wieder unterstand, mit einem so gefährlichen Spiele sich zu belustigen.

Die königliche Armee sollte sich Charbonniere's bemeistern, und die Besatzung dieser Festung schien entschlossen, den hartnäckigsten Widerstand zu thun. In der That beantwor-

tete sie die Aufforderungen zur Uebergabe, die man an sie ergehen ließ, mit einem so heftigen Feuer aus ihrem schweren Geschütze, daß die vorläufigen Arbeiten der Belagerer dadurch nicht wenig gestört wurden.

Rosny war eben auf eine unweit gelegene Wiese geritten, um den Platz zu rekognosciren; aber der Hagel von Kanonenkugeln, der von allen Seiten her auf ihn regnete, ließ ihn bald genug an den Rückweg denken. Crillon befand sich bey ihm, und man kann leicht aus dem, was bereits von ihm gesagt worden, abnehmen, daß dieser Entschluß gar nicht nach seinem Geschmacke war. „Was zum Henker, mein Herr Feldzeugmeister, sagte er, fürchten Sie die Büchsenschüsse, wenn Crillon an Ihrer Seite ist? Alle Wetter! so lange ich hier bin, werden Sie es gewiß nicht wagen, näher zu kommen. Kommen Sie, wir wollen zu jenen Bäumen hinreiten, die ich ein paar hundert Schritte von hier sehen kann. Wir werden von dort aus weit bequemer rekognosciren können.“ „Meinethalben lassen Sie uns hinreiten“ — antwortete Rosny — „wir spielen, wer es am tollsten treiben wird. Doch Sie sind der Aelteste, und

werden daher auch wohl zeigen, daß Sie der Klügste sind."

Mit diesen Worten ritten die beyden Abentheurer näher auf den Platz zu. Das Feuer der Kanonen verdoppelte sich indeß, und die Kugeln pfiffen ihnen um die Ohren herum. „Der Hagel und das Wetter!" — rief Crillon aus — Die Schurken da haben weder Achtung für den Feldzeugmeisterstab, noch für das Heiligegeistkreuz, und könnten uns wohl gar noch zu Krüppeln machen. Wir wollen also nur jene Reihe von Bäumen zu erreichen suchen, die Hecken dort sollen uns schon decken; denn bey allem, was mir heilig ist! ich sehe wohl, Sie sind ein guter Kamerad. Ich will daher auch Zeitlebens Ihr Diener seyn, und wir wollen unzertrennliche Freundschaft miteinander machen. Versprechen Sie mirs nicht?" —

Rosny reichte ihm hierauf die Hand und nahm die Waffenbrüderschaft an, der er auch durch seine Klugheit nicht weniger Ehre machte, als Crillon durch seine Herzhaftigkeit. Der eine verschwendete sein Blut bey jeder Gelegenheit, der andre sparte es bis zur rechten Zeit; aber keiner von beyden versagte es jemahls dem Vaterlande.

Nach dem spanischen und savoyischen Kriege hatte der Staat keine Feinde mehr, und Frankreichs Krieger befanden sich nun ohne Beschäftigung. Crillon, dem das müssige Hofleben nicht anstand, verlangte daher seinen Abschied. Die vornehmsten Personen des Hofes sahen seine Entfernung für ein sehr vortheilhaftes Ereigniß zur Befriedigung ihrer Wünsche an; denn alle machten Ansprüche auf das Regiment der königlichen Garde, von welchem Crillon Obrister war.

Rosny allein schien diese Stelle nicht zu verlangen, ob er gleich insgeheim zur Erlangung derselben alle Mühe anwandte. Durch diese Verstellung beleidigt, bat ihn Crillon, ihm unverhohlen zu gestehen, ob es ihm lieb wäre, wenn er sein Nachfolger würde. Rosny errieth leicht seinen Argwohn; um ihn aber auf andere Gedanken zu bringen, sagte er zu ihm: Er verlange sein Regiment nicht, wenn er es auch ganz umsonst haben könnte. „Wie!" fiel ihm sein Freund hitzig in die Rede — „Sie halten also den Platz, den einst Crillon bekleidete, Ihrer für unwürdig? Alle Wetter! mein Herr Feldzeugmeister, Sie sind ein Prahlhans. Da diese Stelle durch meine Hände gegangen ist; so ist sie wahrhaf-

tig nicht unwerth, die Wünsche des besten Hofmanns zu reitzen.

Nach seiner Abdankung 1601 begab sich Crillon nach Avignon, wo er ungestört alle Freuden einer ruhigen Lebensart schmeckte, und seine meisten Stunden frommen Beschäftigungen widmete. Er zeigte nun für den Dienst Gottes denselben Eifer, den er so oft für das Interesse seines weltlichen Oberherrn gezeigt hat. Eines Tages, da er eine Predigt über die Leidensgeschichte anhörte, und der Prediger die Geißelung des Heilandes und die Wuth und Grausamkeit seiner Peiniger mit sehr grellen Farben schilderte, fuhr er plötzlich und ausser sich selbst von seinem Sitze auf, griff nach seinem Schwerte, und rief, von seinem Enthusiasmus hingerissen, aus: „Wo warst du damahls Crillon?“

Lamoignon de Malesherbes.

Der unglückliche Monarch, Ludwig XVI. war von allen denen, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, verlassen. Nur die Entschlossenheit und der Edelmuth eines Greises, dessen Rathschläge er oft verworfen, und der fast nur Ungnade bey ihm erfahren hatte, blieb ihm treu. Malesherbes widmet sich ihm. Diese Handlung würde bey einem gewöhnlichen Menschen erhaben seyn; bey ihm ist sie nur eine gewöhnliche Bewegung seiner großen Seele. Dieß ist der Brief, den er an den Präsidenten des Nationalconventes schrieb.

„Ich weiß nicht, ob der Nationalconvent Ludwig XVI. einen Consulenten zur Vertheidigung geben und ihm die Wahl lassen wird. In diesem Falle wünsche ich, daß Ludwig XVI. wissen möge, daß, wenn er mich hierzu erwählt, ich mich ihm zu widmen be-

reit sey. Ich verlange nicht von Ihnen, dem Convente dieses mein Anerbieten anzuzeigen, den ich bin sehr entfernt, mich für eine so wichtige Person zu halten, daß er sich mit mir beschäftige; aber ich bin zweymahl in das Conseil desjenigen, der mein Herr war, gerufen worden, und zwar zu einer Zeit, wo ein jeder nach dieser Stelle strebte. Ich bin ihm denselben Dienst schuldig, da dieß eine Verrichtung ist, die viele Leute gefährlich finden. Ich würde mir nicht die Freyheit nehmen, mich an Sie zu wenden, wenn ich ein Mittel wüßte, ihm meinen Entschluß zu verstehen zu geben. Ich habe geglaubt, daß Sie an Ihrem Platze mehr Mittel, als jemand, haben würden, ihm diese Nachricht wissen zu lassen."

Nachdem er eine eben so mühsame, als gefährlich scheinende Pflicht erfüllt hatte, kehrte er zu seiner ländlichen Wohnung zurück. Er nahm wieder seine vorigen Geschäfte vor, und genoß ruhig im Schooße seiner Familie die Annehmlichkeiten eines so nützlich angewandten Lebens. Als er eines Tages, im Dezember 1793, das Grabscheit in der Hand, eben in seine Gärten und sein Gehölz gehen wollte, wurde er in einer Allee eine Gruppe

von Menschen gewahr, die auf sein Haus zugingen. An ihrer Spitze waren drey Männer mit schwarzen, niedergekämmten Haaren, mit langem Bart und Säbeln, die im Bandalier hingen. Es waren drey Mitglieder des Revolutions-Ausschusses von Paris, die Malesherbes Schwiegersohn und Tochter wegführen wollten.

Diese grausame Bothschaft machte den lebhaftesten Eindruck auf ihn, aber er sah die Nothwendigkeit ein, seine Betrübniß vor seinen Kindern zu verbergen. Er kam mit den Sbirren, und affektirte eine Ruhe, die er nicht hatte. Er wollte mit ihnen abreisen, aber dieß wurde ihm nicht verstattet. Er blieb bey dem unglücklichen Reste seiner Familie, beschäftigt, sie zu trösten, und ihr Hoffnungen einzuflößen, deren er selbst so sehr bedurfte. Am folgenden Tage kamen noch vor Tages Anbruche neue Satelliten mit einer Proskriptionsliste, auf welcher auch Malesherbes und seine jüngsten Kinder standen, in sein Haus. Er wurde mit seinem Enkel, Ludwig Lepelletier, in das Magdalenen Zuchthaus in Paris abgeführt, die andern wurden in verschiedene Gefängnisse zerstreut. Diese Trennung von seinen übrigen Kindern war ein

Raffinement von Grausamkeit, in welche sein Herz sich nicht fügen konnte. Er verlangte mit aller Anstrengung, in einem Gefängnisse mit ihnen zu sitzen, und erhielt endlich diese Gnade. Er wurde weggeführt und mit seiner Familie in dem Gefängnisse von Port libre vereinigt.

Seine Ankunft in diesem Gefängnisse veranlaßte daselbst die äußerste Bestürzung. „Es war uns eines Abends gelungen (so erzählt einer der Gefangenen, Malesherbes Ankunft) uns durch eine sehr interessirende Unterhaltung zu zerstreuen. Plötzlich meldete man, daß Malesherbes angekommen sey. Keiner war jetzt mehr seines Schicksals wegen unbekümmert, da man sah, daß selbst Malesherbes Tugend weder ihn noch seine Familie schützen konnte. Er trat ein, und die erste Bewegung, die man unter dem allgemeinen Schmerz machte, war, ihm einen Ehrenplatz in unsrer Mitte zu überlassen. Noch sehe ich seine Heiterkeit. Dieser Platz, den Sie mir anbiethen, sagte er, gehört dem Greise, den ich hier wahrnehme; denn ich halte ihn für älter, als ich bin. Wir brachen in Thränen aus, und er selbst hatte Mühe, die Thränen, die unsere Rührung bey ihm hervorpreßte, zurückzuhalten.“ Endlich er=

schien der Augenblick, wo die Tyranney ihre Wuth über diese unglückliche Familie erschöpfen wollte. Malesherbes Schwiegersohn wurde von seinen Kindern weggeführt, und am folgenden Morgen entrissen die Satelliten des Todes Malesherbes, seine Tochter, seine Enkelinn, und den Gemahl dieser jungen Person, ihrem Schmerze. In diesem schreckenvollen Augenblicke nahm Malesherbes so würdige, ihm in so manchem Betrachte ähnliche Tochter, von der Frau von Sembreuil Abschied, die ihrem Vater am 2ten September das Leben gerettet hatte, und sagte ihr diese rührenden Worte: Sie haben den Ruhm genossen, Ihren Vater zu retten, ich habe doch wenigstens den Trost, mit dem meinigen zu sterben.

Malesherbes blieb sich bis ans Ende gleich. Er hatte der Natur den Tribut, den seine Empfindsamkeit ihr schuldig war, entrichtet, er hatte seinen Kindern den in diesen schweren Augenblicken so nöthigen Muth eingesprochen; er will ihnen das Beyspiel der Standhaftigkeit des rechtschaffenen Mannes geben, wenn er wider den Tod kämpft, oder vielmehr, er gibt ihnen das Beyspiel, ohne sich anzustrengen, und überläßt sich der erhabenen

Ruhe, die ihn stets charakterisirte. Seine Hände sind gebunden, er nähert sich dem unseligen Karren, er bemerkt mit seinen schwachen Augen einen Stein nicht, der im Wege liegt, er stößt an und taumelt; das ist, sagte er, eine üble Vorbedeutung, ein Römer würde an meiner Stelle zurückgekehrt seyn; und er — ging lächelnd weiter.

Wie rührend ist die Schilderung dieser Trauerscene, die Herr von Segur gemacht hat!

„Wer ist denn dieser Greis? . . . und durch welche Ungerechtigkeit? — Malesherbes! du bist es, den man zum Tode schleppt? deine Tochter geht auch dahin! Ihr Gemahl, ihre Kinder sind, auf einander fallend, gemordet worden, drey Generationen verschwinden, wie ein Schatten. Edler Mann! beruhige dich in deiner finstern Wohnung. Wer deine Jugend kannte, wird stets um dich trauern. Die Menschlichkeit seufzt über deinem Sarge, deine Henker sind gebrandmarkt, dein Andenken ist theuer. Die Ehre deiner Hinrichtung hat dein Leben gekrönt."

Anna Boleyn.

Heinrich VIII., König von England ließ sich von seiner Gemahlin Katharina von Arragonien scheiden, und mit der schönen Anna Boleyn, der Tochter eines gemeinen englischen Edelmanns trauen. Aber auch dieser war der wollüstige und ungetreue Heinrich bald wieder satt, und suchte nun Ursachen hervor, der Boleyn los zu werden. Ihre Munterkeit und ihr Leichtsinn ließen sie nicht gehörig auf der Hut gegen denjenigen seyn, der Beschuldigungen gegen sie suchte. Man gab ihr daher verschiedene Ausschweifungen und Untreue gegen den König Schuld, die aber bloß erdichtet waren, um wenigstens nicht ganz ungerecht zu scheinen. Heinrich ließ ihr den Prozeß machen, und die Richter fanden diejenige leicht des Todes schuldig, die ihr Fürst gern auf die Seite schaffen wollte. Anna wurde

verdammt, entweder verbrannt zu werden oder den Kopf zu verlieren. Der König war noch gütig genug, die letztere Todesstrafe zu genehmigen.

Während des Prozesses soll die arme Unglückliche bald untröstlich geweint haben, bald wieder so lustig gewesen seyn, als ob sie noch auf dem Throne säße. Indessen starb sie mit großer Standhaftigkeit. Wenige Stunden vor der Hinrichtung sagte man ihr: der Scharfrichter von Calais sey dazu berufen worden. „Das ist gut, sagte sie; denn ich habe einen kurzen Hals" — und fühlte zu gleicher Zeit an denselben. — Als sie niedergekniet war, um das Haupt auf den Block zu legen, bedeckte sie sorgfältig die Füße mit ihrem Gewande, um sittsam zu sterben — Ein schöner Zug von einem Frauenzimmer, dem man Unkeuschheit Schuld gab — und zugleich ein Zeichen von Besonnenheit in dem letzten Augenblicke!

Garrik.

G a r r i k.

Dieser große englische Schauspieler, über dessen Spiel in England nur e i n e Stimme herrschte, fand mitten unter seinen zum Theil mühsamen Geschäften Zeit genug, an dem Glücke Anderer zu arbeiten. Das war eine Wollust für ihn. Niemahls ward er der göttlichen Pflicht, Gutes zu thun, müde.

Er liebte und ermunterte die schönen Künste, Mahlerey, Bildhauerkunst ꝛc. und unterstützte ihre Zöglinge so gut er konnte. Schriftsteller, die sich an ihn wendeten, waren sicher, daß er Antheil an ihrem Schicksale nahm.

Von seinen ersten Jahren an haßte er Verschwendung und Aufwand, und diese Mäßigung, mitten in der Fluth von Reichthum, die ihm beständig zuströmte, setzte ihn in den Stand, manche gute That, manchen

Liebesdienst zu verrichten. Nicht leicht schien jemand so ängstlich besorgt zu seyn, Geld zu verdienen, und nicht leicht war jemand so willig und bereit, es großmüthig wieder hinzugeben.

Zwey Handlungen von ihm sind so schön und so ausser Zweifel gesetzt, daß es Ungerechtigkeit gegen sein Andenken wäre, wenn man sie verschweigen wollte. Ein Mann, der allgemein geschätzt und geliebt war, borgte von ihm 500 Pf. und gab ihm darüber eine Handschrift. Durch unglückliche Zufälle kam dieser Mann sehr herunter: seine Freunde und Verwandten, die ihn liebten, entschlossen sich, ihm aus der Verlegenheit zu helfen, und seine Gläubiger zu befriedigen. Es ward ein Tag bestimmt, an dem sie zu dem Ende zusammenkommen, und dabey recht vergnügt seyn wollten. Garrik erfuhrs; aber anstatt die Nachricht dahin zu benutzen, daß er seine Forderung geltend gemacht hätte, siegelte er die Handschrift in einen Brief ein, worin er schrieb: Er hätte gehört, seine Freunde und er würden zusammen kommen, um sich einen guten Tag zu machen; deßwegen bäthe er ihn die Beylage den Flammen aufzuopfern.

Die zweyte Handlung gereicht noch mehr zu seiner Ehre. Er war sehr vertraut mit einem berühmten Wundarzte, der einige Jahre nachher starb; einem sehr angenehmen Manne, der oft mit ihm und seiner Frau zu Mittag und Abend speiste. Eines Tages nach dem Essen sagte dieser Mann, seine Umstände wären gegenwärtig so traurig, daß er nicht wüßte, was er anfangen sollte, wofern ihm nicht ein Freund durch einen Vorschuß von etwa tausend Pfund aus der Noth hälfe. „Tausen Pfund! rief Garrik, höllisch viel Geld! Und Sicherheit — was können Sie für eine geben?" Mich selbst, versetzte der Wundarzt, sonst weiß ich keine. — Sehr artig sagte Garrik zu seiner Frau, der Bursche da braucht tausend Pfund und gibt zur Sicherheit sich selbst! Doch gut! Kommen Sie, ein Wörtchen zum Trost für Sie! Ich weiß einen guten Freund, der Ihnen auf meine Bitte tausend Pfund vorschießen wird. Augenblicklich schrieb er eine Note von tausend Pfund auf seinen Banquier und gab sie seinem Freunde. Niemahls hat er etwas wieder dafür erlangt, noch je einen Schilling wieder bekommen.

Garrik war so einnehmend, daß seine Gesellschaft von vielen Herren von Stande und von Verdiensten gesucht wurde. Oft lud man ihn ein, der ganzen Gesellschaft Proben von der Kunst zu geben, in welcher seine Vorzüge so allgemein bewundert wurden. Eine solche Bitte schlug er niemahls ab; denn seine Gefälligkeit kostete ihn in der That gar nichts. Er konnte sich, ohne die mindeste Vorbereitung in jeden Charakter, komisch oder tragisch, versetzen, und augenblicklich jede Leidenschaft fassen. Es war ihm leicht, von Wuth, selbst von Raserey, zu Laune und äußerster Ausgelassenheit, überzugehen, und so den ganzen Zirkel theatralischer Revolutionen zu durchschreiten.

Der Herzog von Parma bath ihn um eine rührende oder schaudervolle Scene aus einem der vorzüglichsten englischen Trauerspiele. Sogleich rezitirte Garrik einen Monolog, den Macbeth in dem Augenblicke spricht, da der aufgebrachten Phantasie des Mannes, der einen schrecklichen Mord vollbringen will, ein Dolch vorschwebt. Seine glühenden Blicke, sein Ausdruck in der Stimme, sein Spiel voll Leidenschaft, überzeugten den Herzog, daß

Garrik mit Recht so allgemein bewundert würde.

Nicht lange zuvor, ehe Garrik Paris verließ (1763) versammelten sich verschiedene Personen vom ersten Range, Franzosen und Engländer, im Hotel des Garrik: seine Frau und Mlle Clairon waren auch dabey. Das Gespräch verweilte eine Zeitlang bey den schönen Wissenschaften, und die Verdienste der vorzüglichsten Schriftsteller wurden mit eben so viel Einsicht als Unpartheilichkeit geprüft. Man mischte mancherley kritische Bemerkungen über das englische und französische Theater mit ein. Endlich gaben Clairon und Garrik der Gesellschaft, die sie darum bath, einige Proben ihrer theatralischen Talente — eine sehr angenehme Unterhaltung für jene. Ziemlich lange dauerte dieser freundschaftliche Wettstreit mit gleicher Lebhaftigkeit von beyden Seiten, unter lautem Beyfall der Gesellschaft. Man bemerkte, daß die Franzosen Garriken den Vorzug gaben, die Engländer hingegen, nicht minder höflich, Mlle. Clairon für die Ueberwinderinn erkannten. Da aber jene größtentheils mit der englischen Sprache sehr wenig bekannt waren, so veranlaßte dieses Garriken, eine gewisse Begebenheit,

die sich in einer Provinz von Frankreich zugetragen und er selbst mit angesehen hatte, zu erzählen. Ein Vater, sagte er, liebkosete seinem Kinde an einem offenen Fenster, das in die Straße ging. Unglücklicherweise wand sich das Kind aus seinen Armen, fiel, und blieb auf der Stelle todt. Was hierauf folgte, fuhr er fort, war eine Sprache, die jedermann verstand; denn es war die Sprache der Natur und — mit Eins stand Garrik in der Stellung des unglücklichen Vaters, als das Kind aus seinen Armen entschlüpfte.

Man denke sich die Wirkung, welche diese Vorstellung von der Angst eines Vaters, in der stummen und doch beredten Sprache unsäglichen Schmerzens, auf die Versammlung that: beschreiben läßt sie sich nicht. Nur das will ich sagen, auf Bewunderung und Erstaunen flossen unaufhaltsame Thränen.

Nachdem man sich wieder erhohlt hatte, warf sich Mlle. Clairon Garriken in die Arme und küßte ihn, indem sie seine Frau bat, ihr diesen unwillkührlichen Beweis ihrer Zufriedenheit zu vergeben.

Shakespeare.

Shakespear hatte ein uneigennütziges, gefühlvolles Herz, welches verschiedene Anekdoten von ihm beweisen. Die bemerkenswertheste derselben ist diese: Er besuchte nach einer langen Abwesenheit eine Dame von seiner Bekanntschaft, fand sie in Trauer um ihren Mann, und durch den Verlust eines Prozesses zu Grunde gerichtet, ohne Hülfe, und um den Unterhalt dreyer Töchter bekümmert. Gerührt umarmt er Mutter und Töchter, geht schweigend, kömmt bald wieder zurück, und nöthigt sie, eine sehr beträchtliche Summe anzunehmen, die er von einem Freunde geborgt hatte, findet aber diesen Beystand für so viel Bedürfnisse noch zu klein, wird traurig und ruft mit Thränen: „Zum ersten Mahl bedaure ich, daß ich nicht reich bin!" Und so wird die un-

glückliche Familie genöthigt, ihren großmüthigen Tröster wieder zu trösten.

Popens Urtheil über diesen großen Mann stimmte mit dem Urtheile aller seiner Landsleute überein: „Wenn jemahls, (so sagt er unter andern) ein Autor den Nahmen eines Originals verdiente, so wars gewiß Shakespeare.“

Graf Chatham und sein Sohn Pitt.

Chatham war noch keine zehn Jahre alt, als man ihn zu einem Besuche bey seiner Tante, der alten Lady Grandison mitnahm.

Als hier eines Morgens sich eine große Gesellschaft von Personen zur Cour einfand, prahlte ein gewisser Oberkammerherr nicht wenig mit der Majorität, welche die Minister im Parlamente hätten. Der junge Pitt spielte indeß ganz sorglos am andern Ende des Zimmers; kaum hörte er aber die Worte des Oberkammerherrn, so rief er plötzlich und mit Lebhaftigkeit aus: „Nun so helfe Gott dem Vaterlande!" Die ganze Gesellschaft staunte; und seine Tante, die sein Köpfchen kannte, hieß ihn den Augenblick zur Thür hinausgehen. Sobald die Fremden weg waren, gab sie ihm einen sanften Verweis über seine Rede. „Verzeihen Sie mir, Madame, erwie-

derte der junge Pitt, wenn ich ihre Gesellschaft gestört habe; aber ich hoffe noch den Tag zu erleben, daß ein jeder dieser elenden Hofschranzen vor mir zittern soll." — Und wie wahr prophezeihete er nicht!

Der Graf Chatham sah schon sehr früh die hervordämmernden Talente seines jüngsten Sohnes, des Ministers; und machte daher schon sehr frühe den Anfang, ihn in eine solide Kenntniß der Geschichte und der englischen Konstitution einzuweihen. Eines Abends unterhielten sich einige Freunde des Lords über verschiedene Gegenstände der englischen Geschichte, und erwähnten gerade zufällig Wilhelms des Eroberers. Der junge Pitt, damahls kaum 9 Jahre alt, rief, wie der Nahme kaum ausgesprochen war, plötzlich aus: Wilhelm den Ersten meynen Sie; denn mein Vaterland war noch nie erobert; und wirds, hoffe ich, auch nie!"

Der Graf besuchte einst mit seiner Familie einen benachbarten Edelmann, wo der jetzige Lord Chatham, damahls erst 11 Jahre alt, bey seinem Eintritte ins Zimmer sich ungemein verneigte. Pitt aber trat auch herein, machte eine unbedeutende Verneigung mit dem Kopfe und nahm seinen Stuhl. Als

sie wieder nach Hause fuhren, sprach Lady Chatham sehr rühmlich von der Höflichkeit ihres ältesten Sohnes, und gab dem Bruder zugleich einen Verweis wegen seiner Nachläßigkeit und seines Stolzes: „Du machtest das ganz recht, Wilhelm! rief der Vater. Neige dich vor keinem Menschen tiefer, als dir dein Herz sagt!" —

Gegen die Neige seines Lebens, als Lesen ihm wenig Vergnügen mehr machte, pflegte er alle seine Kinder zu sich kommen zu lassen, und mit ihnen um eine Kleinigkeit Commerce zu spielen. Eines Abends überfiel ihn dabey eine große Mattigkeit, er legte seine Karten nieder, und rief mit schwacher Stimme: „Ach, es ist vorbey mit mir, das Lebensspiel ist aus!" Aber in dem Augenblicke erhob er wieder seine Stimme, heftete mit Entzücken seine Augen auf seinen Sohn Wilhelm, und fuhr fort: „Aber da ist ein Junge, der wird einst meinem Andenken Ehre machen!"

Der große Mann fühlte sich als Minister so selbstständig, von allen schiefen unedlen Wegen so unabhängig, daß er eines Tags, als man ihn in dem Hause von der Stärke seiner Majorität rühmte, mit Heftigkeit öffentlich

und laut ausrief: „Ich kenne keine Majoritát, als die, welche das innere Gefühl des Hauses mir nach den Umständen giebt! Sind andere Majoritäten, so gehören die dem Herzog von Nevcastel; ich bin gewiß, er hat sie auf eine ehrliche Weise!" Ja, er war so äußerst gewissenhaft bey Unterredungen mit seinen Freunden über vorzutragende Parlaments-Debatten, daß oft seine Vertrautesten nach dem Hause hinabgingen, ohne zu wissen, was er für eine Motion nehmen würde. Als man ihm darüber Vorwürfe machte, antwortete er: Ich habe immer ein festes Vertrauen zu der Nützlichkeit meiner Maßregeln, und sehen sie meine Freunde nicht in dem Lichte, so brauche ich ihre Unterstützung nicht."

Von dem Augenblick an, da er das Reichssiegel annahm, widmete er sich mit Leib und Seele den Geschäften des Staats; ja zuweilen wurde er seiner eigenen Familie ganz fremd, um ihnen desto inniger obzuliegen. In diesem Augenblick durfte sodann kein Mensch zu ihm kommen, außer denen, welche in der vorliegenden Sache mit ihm arbeiten mußten; auch wagten es seine Verwandten und nächsten Freunde dann nie, sich ihm in irgend einer Privat- oder häuslichen Angelegenheit zu nä-

hern. War das öffentliche Geschäft vollendet, so zog er eine besondere Glocke, und das war das Zeichen für Lady C. und seine Kinder herein zu kommen. Schon in seinen frühesten Geschäftsjahren gewöhnte er sich an diese unerschütterlich feste Ordnung. Er hielt damahls mit seiner unverheiratheten Schwester Haus, in deren Gesellschaft er aber nicht so eingezogen leben konnte, als er wünschte. Er that ihr darüber verschiedentliche Vorstellungen; allein umsonst. Endlich machte sie eine kleine Reise aufs Land, und als sie wieder zurückkam, fand sie ihren Bruder in einem andern Hause, wo er sich einige Zimmer gemiethet hatte und an seiner alten Wohnung folgenden Aushängzettel:

„Dieß Haus ist mit den Meubeln zu vermiethen oder zu verkaufen."

Lord Chatham war es, der den General Wolf zu dem Kommando bey Quebeck ernannte; ganz dem Willen des Kriegsministers zuwider; selbst gegen die Absichten des Königs. „Ich weiß, sagte er, der Mann wird seine Pflicht thun, wie sichs gehört, ohne sich unter äußeren Formen und kleinlichen Absichten zu verstecken. Es ist ein junger Mann voll Kraft und Stärke, der nicht so auf seinen Körper

zu achten braucht, als alte Officiere." — Und wie wahr prophezeihte der Mann! Er hatte bey dieser, so wie bey andern ähnlichen Gelegenheiten immer den Grundsatz: „man muß sich nach Männern für öffentliche Aemter umsehen, nicht nach Aemtern für Männer."

Schnelligkeit und Entschlossenheit waren zwey Hauptzüge in Chathams Charakter. Er brauchte einst eine große Anzahl Transportschiffe für den Dienst des Staates, die sehr eilig herbeygeschafft werden mußten.

Lord Anson, damahls erster Admiralitäts-Lord, versicherte: „Das sey unmöglich!" „Kommen Sie nur, kommen Sie, antwortete Chatham; ich will Ihnen gleich zeigen, daß es möglich ist!" Da ist diesen Augenblick eine große Flotte von Kohlenschiffen angekommen: schütten Sie die Kohlen in die Themse, und schicken Sie Soldaten sogleich an Bord: der Dienst des Staates muß um so eine Kleinigkeit nicht still — stehen!"

Ein andermahl erhielt er sehr eilige Depeschen, als ihm gerade das Podagra hart zusetzte. Aber kaum las er sie, so vergaß er seinen Schmerz, sprang aus dem Bette und forderte Feder und Tinte. „Aber theurer Mann, Du wirst dich ums Leben bringen, rief Lady

Chatham! Und gesetzt, das wäre auch, versetzte er hastig, was ist denn mein Leben gegen so viele Millionen, die durch meine Nachlässigkeit verloren gehen könnten?"

Bey einem Falle von großer Eile und Noth wollte er den Generalissimus der Landtruppen, und den ersten Admiralitäts-Lord (Lord L — r und Lord A — n) zu Rathe ziehen. Der Bote kam wieder, und keiner war zu Hause. „So geh den Augenblick nach Bagnio, und White's Kaffeehause! Und hörst du, nimm nur keine Entschuldigungen an. Bring mir den ersten in der Nachtmütze und den andern mit den Karten in der Hand."

Einst versprach er einem Edelmann aus dem Auslande, auf einen gewissen Tag eine merkwürdige Wasserkunst zu zeigen, die er auf einem seiner Landgüter anlegte. C. Browne, der Kunstmeister versicherte hoch und theuer: „auf den Tag sey es unmöglich, und wenn auch hundert Menschen Tag und Nacht daran arbeiteten!"

„Nun, so nehmen Sie zweyhundert Menschen, rief Chatham mit Wärme, und lassen Sie bey Fackellicht arbeiten!„ Dieß geschah und die Arbeit war vollendet.

Lord Holland von der Oppositionsparthey war sein Widersacher und pflegte voll Unwillen oft zu sagen. „Der Kerl läßt sich mit nichts fangen! Stellen, Gold, Schmeicheley, kurz alles verachtet er; und dennoch hat er eine derbe Portion von Ehrgeitz!"

Von seiner unwandelbaren Liebe zu seinem Vaterlande gab er den stärksten Beweis, als er an dem Tage, welcher der letzte seiner politischen Existenz war, ins Oberhaus ging. Den Abend und die Nacht vor diesem Tage war er so schwach, daß Lady Chatham, nachdem sie alle möglichen Gründe ihn davon abzuhalten, umsonst versucht hatte, endlich Mrs. Howe, eine vertraute Freundinn und Verwandtinn zu ihm schickte, die nach vielen andern Beweggründen auch zu dem kam, daß sein Leben in Gefahr kommen könnte. "Das weiß ich!" antwortete Chatham mit großer Festigkeit und Ruhe. „Ich weiß, daß ich höchstens nicht über einen Monath noch zu leben habe. Vielleicht kann dieß der lezte Tag seyn. Aber meine Pflicht ruft mich auf meinen Posten, und was andere Folgen betrifft — da geschehe der Wille des Herrn!„ Er geschah. Chatham sank, als er sich im Hause zum Sprechen erheben wollte, sprachlos rücklings

auf die Bank nieder, worüber das ganze Haus in Bestürzung gerieth und die Geschäfte den Augenblick bis auf den folgenden Tag abbrach. Chatham wurde, sobald es mit Sicherheit geschehen konnte, nach Hause gebracht, wo er nach einem Monathe starb. Er lebte, er starb im Dienste fürs Vaterland.

Volney Beckner, ein zwölfjähriger Knabe.

Volney, der Sohn eines irländischen Matrosen, wurde durch die Uebungen, die sein Vater mit ihm zur See vornahm, so kühn, so geschickt und kraftvoll, daß er von seinem vierten Jahre an, das Schiff, auf dem er erzogen worden war, über eine Meile weit schwimmend verfolgte.

Der junge Volney war sehr begierig nach Ruhm, doch wollte er ihn allein auf der Leiter des Verdienstes ersteigen. Auf die Frage, die man einst ihn that, worinn denn dieser Ruhm, nach dem er so eifrig strebte, bestünde, gab er die männliche Antwort: Dem Vaterlande dienen und seine Pflichten erfüllen, das ist der wahre Ruhm.

Welch ein Mann würde dieser Knabe ge-

worden seyn, wäre sein Leben von längerer Dauer gewesen.

Folgender heldenmüthige Zug ist zwar die einzige kühne That seines Lebens, aber er ist so beschaffen, daß er deutlich genug den werdenden Helden bezeichnet, und uns das Andenken dieses jungen Seemanns auf immer ehrwürdig machen kann.

Die kleine Tochter einer reichen Amerikanerinn, welche von Port au Prince in Frankreich abgereist war, und sich jetzt auf Volney's Schiffe befand, hatte sich von ihrer Führerinn, die sich ein wenig zur Ruhe gelegt hatte, entfernt, und sich aus Unvorsichtigkeit dem Rande des Verdeckes zu sehr genähert, sie blickte staunend in die unermeßliche Ferne, und indem sie mit gierigen Blicken an dieser gränzenlosen Aussicht hing, machte sie ein plötzliches Schwanken des Schiffes schwindeln, und sie fiel ins Meer. Volney's Vater hatte es bemerkt, stürzte ihr nach, und ergriff sie in einer ziemlichen Entfernung vom Schiffe beym Kleide. Während daß unser Matrose mit der einen Hand ruderte und mit der andern das Mädchen fest an sich drückte, um so wieder an Bord des Schiffes zu gelangen, bemerkte er von weitem einen großen Seefisch,

welcher gerade auf ihn losging. Die Gefahr wurde mit jedem Augenblicke dringender, jedermann eilte auf das Verdeck, allein niemand wagte sich weiter, man feuerte bloß einige Flintenschüsse auf das Ungeheuer ab, das mit seinem großen Schwanze das Meer schlug, und einen fürchterlichen Rachen öffnete, um seine Beute, der es ganz nahe gekommen war, zu erreichen. Was in dieser dringenden Noth kraftvolle Männer nicht zu unternehmen wagten, das ließ die kindliche Liebe ein Kind bey der Gefahr, in der das Leben seines Vaters schwebte, versuchen. Der kleine Volney bewaffnete sich, ohne einen Augenblick sich zu bedenken, mit einem breiten spitzigen Degen, stürzte sich mit demselben ins Meer, tauchte mit unglaublicher Schnelligkeit unter, schlüpfte unter dem Bauche des Ungeheuers nach hinten hin, und stieß ihm das Eisen bis ans Heft in den Bauch. So unversehens angegriffen und schwer verwundet, ließ das Ungeheuer den Matrosen, und kehrte sich voll Wuth gegen den verwegenen Angreifer, der seine Stöße verdoppelte.

Welch bewundernswerther Muth! und zugleich welch' ein herzzerreissender Anblick! Hier die Amerikanerinn, zitternd für das Leben

ihres geliebten Kindes, dessen Errettung noch immer sehr ungewiß ist; dort ein großmüthiger Matrose, der sein eigenes Leben der Gefahr aussetzt, um das eines fremden Kindes zu retten; hier die ganze Schiffsmannschaft auf dem Verdecke versammelt, mit staunenden Blicken und unter den lebhaftesten Aeußerungen der Theilnahme und der Furcht auf die Kämpfenden schauend; und dort ein zwölfjähriger Knabe mit aller Kraft eines Mannes gegen die Wuth des Ungeheuers ringend, dem fast unvermeidlichen Untergange Trotz bietend, um den geliebten Vater zu retten! — Wessen Augen bey solchen Scenen trocken bleiben, der spreche nicht von Mitgefühl und Menschlichkeit. So heldenmüthig indeß der junge Held gegen das Andrängen des stärkern Gegners kämpft, so war der Streit doch ungleich, und das einzige Rettungsmittel in schleuniger Flucht zu suchen. Unter den vielen Tauen, die man dem Vater und Sohne zuzuwerfen sich bemühte, gelang es endlich jedem eins zu erhaschen. Eiligst zog man beyde an denselben heran, und schon sind sie fast 15 Fuß über dem Wasser, schon ertönt das allgemeine Freudengeschrey: „Sie sind gerettet,“ aber — nein — Einer wenigstens soll das Opfer für die Uebrigen werden. Wü=

thend, die Beute sich entrissen zu sehen, die ihm so nahe war, tauchte das Meerungeheuer unter, um einen gewaltigern Sprung zu machen, schnellte wie ein Blitz empor, faßte den unglücklichen Knaben, und zerbiß ihn mit schneidenden Zähnen mitten von einander, da er am angezogenen Seile hoch in der Luft hing. Der andre Theil seines Körpers gelangte zappelnd und ohne Leben mit dem betäubten Vater und der ohnmächtigen Kleinen wieder an Bord des Schiffes. So starb in einem Alter von 12 Jahren dieser junge hoffnungsvolle Seemann, als ein Opfer der kindlichen Liebe, beweint von allen, die ihn kannten, und mit theilnehmender Rührung bewundert von jedem, der diesen heldenmüthigen Zug erfuhr.

David Klaus.

David Klaus, der Sohn eines Hirten, im Halberstädtischen 1718 gebohren, nach der Zeit selbst Hirte, zuletzt Hospitalit und Vorleser im Armenhause zu Halberstadt, ist in Hinsicht seines Geistes und Herzens ein interessanter Mensch.

Schon als Hirtenknabe nahm er Bücher mit sich aufs Feld und las. Als er sich bey herannahendem Alter in das Georgenspital einkaufte, theilte er seine ganze Zeit zwischen Studiren, Handarbeit und Gutesthun. Sein Bruder, der sich auch mit ihm im Spital befand, unterstützte ihn, ob er gleich selbst kein Freund von Büchern und Bücherweisheit war, von Zeit zu Zeit mit einigem Geld zur Vermehrung seiner Bibliothek. Beyde Brüder waren überhaupt Muster der Verträglichkeit und gegenseitiger Hülfsleistung. Da der ehrliche

Klaus von seinem geringen Jahrgehalte wenig aufwenden konnte, so suchte er durch Holzspalten und andere geringe Dienste mehr zu verdienen, sparte an Kleidung und Unterhalt, was ihm nur zu ersparen möglich war, und wandte alles, was er auf diese Weise zurückgelegt hatte, an Bücher, deren er zuletzt gegen zwölfhundert besaß. — Seine Wiß- und Forschbegierde umfaßte alles Wissenswürdige, das ihm von selbst oder durch andere, in Büchern oder in der Natur eindrücklich und merkwürdig wurde. Es gewährte einen interessanten Anblick, ihn bey seinem Studiren zu überraschen. Er saß auf einem harten Stuhle, den er sich zu diesem Behufe erst selbst zugerichtet hatte, um ihn her lagen eine Menge Bücher, die er nachzuschlagen pflegte, vor ihm stand ein Arzneygläschen mit Tinte, in einem ausgehöhlten Stück Holz befestigt, neben ihm lag sein Diarium, in ein altes Stück Leder gebunden, in welches er die merkwürdigen Stellen, mit eignen Bemerkungen begleitet, einzutragen gewohnt war. So finden sich unter seinen hinterlassenen Handschriften einige, welche mehrere tausend Denksprüche enthalten, die er sich aufgezeichnet hatte. Andre Manuskripte ent-

halten Auszüge aus Geschichtbüchern, aus Predigten, die er gelesen oder gehört hatte.

Seine richtige Beurtheilung zeigte sich unter andern in der Aeußerung über die Klage, die von manchen geführt wurde, daß die Leute durch gewisse Behauptungen und Lehren irre gemacht werden könnten.

Es wäre zu wünschen, sagte er, „daß manche Menschen erst irre gemacht würden, dann würden sie wohl auf den rechten Weg gelangen.“

Sein menschenfreundliches Herz haßte nichts mehr als die Verfolgungssucht wegen Meynungen, und als einmahl in einer Katechisation, die er mit anhörte, diejenigen hart getadelt wurden, die Maria und die Heiligen verehrten, sagte er mit inniger Betrübniß: „Es ist nicht gut, daß man den jungen Seelen Religionshaß beyzubringen sucht.“

Seine Kammer im Hospitale war, wie die Hütte eines Einsiedlers. Den größten Raum in derselben nahmen seine Bücher ein, den übrigen allerley Instrumente zu Holzarbeiten, Wurzeln, Nutzholz und daraus gefertigte Arbeiten, imgleichen Hausgeräthe, nach den strengsten Gesetzen der Sparsamkeit eingerichtet. Seine Lagerstätte hatte kaum die

Gestalt eines Bettes; denn sie bestand bloß aus einem Strohsacke und einem Fußsacke. Hier saß der edle Klaus im groben Tuchrocke, eine alte lederne Mütze auf dem Kopfe, auf einem harten Stuhle neben einer Küste, worauf sein Speisetopf mitten unter den Büchern stand. Welch ein anziehendes Interesse mußte der Contrast des Aeußern und Innern an diesem seltnen Manne bey denen verursachen, die ihn auf seiner einsamen Zelle besuchten. — Ueberzeugt, daß die Aussendinge nur Bedingnisse der körperlichen Existenz seyen, hatte er seine Bedürfnisse so sehr zu vereinfachen gewußt, daß sie nicht über das Unentbehrlichste hinausgingen. Sein Brot ließ er mehrere Wochen alt werden, und aß es dann mit eben dem Vergnügen, mit dem der Schwelger seine zwölf Schüsseln genießt. Sein gewöhnlicher Rock war reinlich, aber hier und da mit Flicken auf den beschädigten Theilen versehen; und als ihm einst jemand sagte, daß er in seinem Aeußern sich nicht von einem Bettler unterscheide, so erwiederte er mit einigem Unwillen: „Wird man denn durch den Rock zum Bettler?“

Zum Beweis seiner Genügsamkeit diene nur folgender kleine Zug. Einst war er mit

dem ehrwürdigen Gleim in einem Gespräche auf der Straße begriffen, und hatte seinen Handkorb, worin er sein Abendessen zu hohlen gewohnt war, neben sich gesetzt; ein Vorübergehender stieß an den Korb, und die Speise wurde verschüttet. Der ehrliche Klaus sagte lächelnd: „Nun, die Hunde werden's ja doch finden."

Er besaß ein zartes Gefühl des Rechts und eine Gewissenhaftigkeit, der man unbedingt alles vertrauen konnte. Einst hatte er einige Groschen auf der Straße gefunden; diese soll er fast 15 Jahre aufgehoben haben, um sie dem Eigenthümer, den er auszuforschen sich alle Mühe gab, wieder zuzustellen.

Eine Ehefrau, die sich unlängst mit ihrem Manne in das Hospital eingekauft hatte, wurde schwanger, und nun mußten beyde Eheleute der Stiftung gemäß das Haus verlassen. Die Einkaufsgelder, die jedesmahl unter die übrigen Hospitaliten vertheilt wurden, waren verfallen. Allein Klaus hielt es für Unrecht, den ihm zugefallenen Theil derselben zu behalten, und ersetzte es ihnen zugleich mit dem Antheile, den sein verstorbener Bruder davon bekommen hatte.

Die Art, mit welcher er Andern Gefälligkeiten oder Wohlthaten erwies, zeugte von so viel Delikatesse, daß sein Benehmen in dieser Hinsicht Bewunderung verdient. So fand er einst, um ein Beyspiel davon anzuführen, eine arme Wittwe beym Eintragen eines abgeladenen Holzfuders beschäftigt, und bot ihr seine Hülfe an; dann erbot er sich, ihr auch das Holz klein zu machen, sie nahm es an, und er setzte sich sofort in Arbeit; allein um der Verlegenheit auszuweichen, dieser armen Wittwe sagen zu müssen, daß er nichts für seine Bemühung verlange, vollendete er seine Arbeit zu einer Zeit, wo die Frau gar nicht zu Hause war.

Von seinen Broten, die er wegen seines Vorleseramts alle 14 Tage im Hospitale erhielt, pflegte er durch einen Dritten, der seinen Nahmen verschweigen mußte, einer dürftigen Familie abzugeben, und bisweilen fügte er auch etwas Geld hinzu.

Tag und Nacht pflegte er mit unermüdeter Sorgfalt eine alte kranke Schwester in einem andern Hospitale. Mehrmahls ließ er von dem ältesten Rheinweine holen, um sie damit zu erquicken — ihr Tod beugte ihn sehr; denn auch sie hatte viel gelesen und öfters mit ihm

über das Gelesene gesprochen. Kurz vor ihrem Tode hatte sie ihm noch ein Geschenk für eine Verwandte in Schöningen übergeben, mit der Bitte, für die sichere Ueberantwortung desselben zu sorgen. Gleich nach ihrem Begräbnisse machte sich der 70jährige Greis selbst auf den Weg und händigte es der genannten Person ein.

Wenn seinen Bekannten und Freunden ein Unfall begegnete, so nahm er daran Antheil, mit einer Rührung die sich nur in abgebrochenen Worten ausdrücken konnte. Menschenwohl und Menschenweh war seinem fühlenden Herzen über alles wichtig und theuer. Viele Familien in Halberstadt, die vielleicht nie seinen Nahmen nennen gehört haben, wurden von ihm geachtet und geschätzt, weil er Gutes von ihnen gehört hatte, und er nahm in der Stille an allen ihren Begegnissen Antheil.

Julia, des Antonius Mutter.

Antonius ließ als unumschränkter Herr in Rom seine grausamen Urtheile gegen die Geächteten vollziehen. Da sein Oheim Lucius Cäsar auch auf der unglücklichen Liste stand, nahm Julia, die Mutter des Triumvirs, und Schwester des Geächteten, ihren Bruder in ihr Haus auf; und hier genoß er eine Zeit lang einige Ruhe, weil die Centurionen vor der Mutter ihres Generals Achtung hatten. Es fand sich indessen doch einer unter ihnen, der kühn genug war, mit Soldaten zu kommen, und den Eingang erzwingen zu wollen. Julia stellte sich an die Thür und indem sie ihre Arme ausstreckte, um das Eindringen der Mörder zu verhindern, sagte sie zu ihnen: ihr werdet den Lucius Cäsar nicht tödten, bevor ihr diejenige nicht ermordet habt, die eurem General das Leben gegeben.

So sehr die Soldaten an Frechheit und an Grausamkeiten jeder Art gewohnt seyn mochten, so wurden sie durch diese großmüthigen Worte plötzlich aufgehalten, und wagten es nicht weiter zu gehen. Hierauf ging Julia, um ihren Bruder auf immer von jeder Gefahr zu befreyen, auf das Forum, wo Antonius mit seinen zwey Kollegen auf dem Richterstuhl saß, und wandte sich an ihn mit ihrem Vortrag: Ich komme, sagte sie, mich anzuklagen, daß ich den Lucius Cäsar verborgen halte. Befiehl, daß man mich morde, weil die Todesstrafe auch gegen diejenigen festgesetzt ist, welche die Geächteten retten. So grausam Antonius auch war, so konnte er so viel Edelmuth nicht widerstehen und Lucius Cäsar genoß einer gänzlichen Sicherheit.

Hambrök.

Die Holländer hatten auf der Insel Formosa eine sehr beträchtliche Niederlassung errichtet. Der Chineser Koxinga bewaffnete sich, um sie daraus zu vertreiben, und nahm bey der Landung ihren Minister Hambrök gefangen. Als man ihn unter den Gefangenen dazu ausersehen hatte, auf das Fort von Zeeland zu gehen, und die Belagerten zur Uebergabe zu bereden, ermahnte er sie, Stand zu halten, und bewies ihnen, daß sie mit einem hohen Grade von Standhaftigkeit den Feind zum Rückzug zwingen konnten. Die Besatzung, welche nicht zweifelte, daß dieser edeldenkende Mann bey seiner Rückkehr ins Lager das Opfer seines Edelmuths werden würde, that ihr Möglichstes, um ihn zurückzuhalten. Diese dringenden Bitten wurden von zweyen seiner Töchter, die sich in der Festung befanden, aufs

zärt=

zärtlichste unterstützt. Ich habe versprochen, sagte er, in meine Gefangenschaft zurückzukehren; ich muß mein Wort halten. Nie soll man meinem Andenken vorwerfen, daß ich, um mein Leben zu sichern, das Joch meiner Unglücksgefährten erschwert und vielleicht ihren Tod verursacht habe. Auf diese nachdrückliche Erklärung begab er sich ruhig wieder auf den Weg nach dem chinesischen Lager. Wer wird diese große Handlung lesen und nicht an Regulus denken? —

Swift.

Der Verfasser des Mährchens von der Tonne, der berühmte Satyriker, bezog mehr als dreyßig tausend Pfund Einkünfte. Seine einfältige, bescheidene und sparsame Art zu leben, ließ ihm noch viel Ueberfluß, daß er den Armen austheilen konnte. Für ihr Elend empfindlich, bestimmte er für sie eine eigne Kasse, und errichtete zu ihrer Erleichterung eine Wechselbank, wo man ohne Bürgschaft, ohne Pfänder, ohne Sicherheit, ohne einigen Zins von jemand zu fordern, jedem gemeinen Manne oder Weib, die einige Talente besaßen, oder irgend ein Handwerk trieben, auf Einmahl bis auf die Summe von 10 Pfund Sterlings, d. i. mehr als zweyhundert französische Pfunde lehnte. Der Termin der Wiedererstattung war bestimmt, und immer nach den Umständen des Schuldners und nach der

Größe der Summe eingerichtet. Hierdurch ernährte er viele tausend Personen; unterstützte Talente; ermunterte zum Fleiß und zur Emsigkeit; brachte die Künste in Flor, und zerstörte den Müssiggang; und niemahls brach man ihm das gegebne Wort.

An dem bestimmten Tage gingen die ausgeliehenen Summen der Bank wieder ein, um in andere Hände überzugehen, und zu neuen Freygebigkeiten zu dienen. Ein besonderes Vermächtniß von 24000 Pfund, und den Rest seines Vermögens hinterließ er zur Stiftung eines Hospitals für Narren. — Seine Lieblingsmaximen waren: „Jeder Weise, der jemanden seine guten Rathschläge versagt, jeder große Herr, der nicht Künste und Talente ermuntert und beschützt, jeder Reiche, der nicht großmüthig und freygebig ist, jeder Arme, der die Arbeit flieht, sind der menschlichen Gesellschaft schädliche und unnütze Glieder.“ Und welcher Gelehrte hat seine Lehrsätze durch sein eigenes Beyspiel lebhafter bekräftigt und unterstützet?

Helvetius.

Dieser berühmte französische Philosoph kaufte die Herrschaft Vore. In dieser Herrschaft hielt sich ein gewisser Edelmann auf, Nahmens Vasseconcelle; er besaß darin ein kleines Landgut, das mit Grundzinsen, die dem Herrschaftsherrn gehörten, ganz überladen war, und seit langer Zeit hatte er sie nicht abgeführt. Da Helvetius diese Herrschaft kaufte, so kaufte er damit auch alle Rechte auf die rückständigen Summen, die man derselben schuldig war. Die Beamten, um bey dem neuen Herrschaftsherrn sich einzuschmeicheln, unterließen nicht, alte Gebühren, die man ihm schuldig war, mit aller möglichen Strenge einzuziehen. Er war schon seit einigen Tagen in Vore angelangt, als sich der Herr von Vasseconcelle bey ihm melden ließ. Dieser stellte dem Helvetius vor, daß die mißlichen

Umstände seines Oekonomiewesens ihm seit vielen Jahren nicht erlaubt hätten, zu bezahlen, was er dem Herrn von Vore schuldig gewesen wäre. — Auch jetzt sey er nicht im Stande, die ganze Summe zu entrichten, und würde, wenn man ihn dazu zwingen wollte, ohnfehlbar sein Vaterland mit dem Rücken ansehen müssen; er wolle sich aber anheischig machen, in Zukunft die Gebühren des laufenden Jahres, und den Rückstand des vorigen, bis die ganze Summe getilgt wäre, genau abzuführen. Er fügte hinzu: wenn man mehreres von ihm fordern, und mit den Rechten fortfahren würde, man ihn ohne Rettung zu Grunde richtete, und bat den Helvetius, seinen Unterbeamten zu befehlen, daß sie in ihrem Rechtsbetrieb einhalten sollten. „Ich weiß, antwortete ihm Helvetius, daß Sie ein redlicher Mann, aber nicht reich sind; zahlen Sie mich in Zukunft, wie sie wollen und können, und hier haben Sie ein Zettelchen, das meine Beamten hindern soll, Sie jemahls mehr zu beunruhigen." Dieses Zettelchen war eine Quittung für alle Zinsen auf immer. Der Herr von Vasseconcelle warf sich zu seinen Füssen und rief mit der innigsten Rührung aus: „Ey gnädiger Herr! Sie retten meiner

Frau und fünf Kindern das Leben.“ Helvetius hebt ihn wieder auf, umarmt ihn, spricht mit dem edelsten und zärtlichsten Antheil von seinen Umständen, und überredet ihn, einen jährlichen Gehalt von tausend Pfunden von ihm anzunehmen, um seine Kinder anständig erziehen zu können.

Canut, König von Dänemark.

Einst ging er am Ufer des Meeres spazieren. Seine Diener, die bey ihm waren, schmeichelten ihm, und sagten unter andern auch die Lobeserhebung, daß er der mächtigste König der Erde sey — daß er über Länder und Meere zu gebiethen habe. Canut, der viel zu verständig war, als daß er gern Schmeicheleyen hörte, oder sie glaubte, ließ sich seine Kleider ausziehen, sie zusammen wickeln und setzte sich darauf ganz nahe am Ufer des Meeres nieder, und redete dasselbe also an: „Meer! ich gebiete dir, daß du mir nicht zu nahe kommst, oder meinen Leib naß machest!“ Indem nun das Meer immer auf ihn losspühlte, und ihn ganz naß machte, wandte er sich gegen seine Diener und sagte: „Ihr Schmeichler! hier seht ihr euren mächtigen

König, dessen Gewalt sich nicht einmahl über Wassertropfen erstreckt. Niemand ist mächtig, als Gott; und Niemanden gebühret das Lob, mächtig genannt zu werden, ausser dem, der alle Dinge erschaffen hat, und erhält."

Quin.

Thomson, der durch sein Gedicht von den Jahreszeiten, durch seine Trauerspiele und andere Schriften berühmte Dichter, war nichts weniger, als reich, da er (als ein schottländischer Edelmann) in London anlangte, und sehr oft im Falle, sein Mittagsmahl vor fremder Thüre zu suchen. Die Schulden, die er sich damahls zu machen gezwungen sah, waren ihm lange beschwerlich; und sein Gedicht von den Jahreszeiten fing kaum an, einiges Aufsehen zu machen, als ein alter Schuldgläubiger, der hurtiger als die andern war, vermuthete, jetzt wäre zu seiner Bezahlung der günstigste Zeitpunkt vorhanden, den Dichter anhalten und gefangen setzen ließ. Quin, ein vortrefflicher englischer Schauspieler, der eben so viel Geschmack, als gründliche Erudition hatte, bekommt von Thomsons Unglück Nach-

richt, eilt sogleich zum Unterrichter hin, bey dem der Dichter, bis er bezahlte, oder einen gefälligen Bürgen stellte, gefangen saß, und begehrte, mit ihm allein zu sprechen. „Mein Nahme," sagte er zu Thomson, als er herein trat, „ist Ihnen vielleicht bekannter, als mein Talent? — Quin hat die Ehre mit Ihnen zu sprechen, und wünscht mit Ihnen zu Nacht zu speisen; er verspricht sich auch von Ihrer Gütigkeit, Sie werden ihm verzeihen, daß er sich die Freyheit genommen hat, bey dem leidendlichsten Wirth dieses Quartiers eine Mahlzeit zu bestellen." Der Dichter, entzückt von der Höflichkeit, von dem gütigen Anerbieten, und von dem guten Herzen des Schauspielers, nimmt dasselbe ohne Complimente an, und nachdem er drey Stunden mit ihm zugebracht hatte, wagt er es endlich zu fragen: auf was Weise ein junger schottländischer Schriftsteller, dessen Nahme in London kaum noch bekannt wäre, das Glück verdient habe, daß ein so berühmter und mit allgemeinem Beyfall gekrönter Mann, als Herr Quin, ihn auf eine so großmüthige Art bey einem Unterrichter entdeckt, und ihn so edel über sein Unglück getröstet habe?" Sie wissen nicht alles, was ich Ihnen zu danken habe, sagte Quin; ich lag an ei-

ner Auszehrung krank, die mich bis an die Pforten des Todes führte, als mir Ihr Gedicht, die Jahreszeiten in die Hände fiel, und das wahre Vergnügen, so mir diese Schrift gemacht, hat mich seit einem Monathe mit neuem Leben beseelt. Ich hatte Ihnen folglich in meinem Testamente hundert Pfund Sterlinge vermacht, die ich Ihnen viel gesetzmäßiger schuldig geworden bin, als was ich dem Arzte bezahlt habe. Allein nachdem ich alle in Erwägung gezogen habe, und besonders in Betrachtung des Falles, in dem Sie sich gegenwärtig befinden, habe ich geglaubt, ich thue besser, Ihnen dieses Vermächtniß bey meinen Lebzeiten zu bezahlen, als den Vollzieher meines letzten Willens damit zu beladen. Nach dieser Erklärung umarmte der Schauspieler den Dichter auf das zärtlichste, bittet ihn um seine Freundschaft, ladet ihn ein, Morgens darauf bey ihm zu Mittag zu speisen — läßt auf den Tisch einen Bankozettel von hundert Pfund Sterlinge fallen, und verschwindet, ohne Thomson Zeit zu lassen, darauf zu antworten.

Demetrius Poliorcetes.

Dieser edelmüthige Prinz hatte dem Volke der Stadt Athen viel Gutes erzeigt. Als dieser Prinz in den Krieg zog, ließ er seine Gemahlinn und seine Kinder bey den Athenern. Er verlor die Schlacht und war gezwungen zu entfliehen. Da glaubte er nun, daß er sich nur zu seinen Freunden, den Athenern flüchten dürfte; allein diese Undankbaren weigerten sich, ihn aufzunehmen; sie sendeten ihm sogar seine Gattinn und seine Kinder zurück, unter dem Vorwande, daß sie vielleicht in Athen nicht in Sicherheit seyn würden, von wo die Feinde sie leicht entführen könnten. Dieses Betragen zerfleischte das Herz des Demetrius; denn nichts ist so grausam für einen ehrlichen Mann, als die Undankbarkeit derer, die er liebt, und denen er Gutes erzeigt hat. Einige Zeit darauf stellte dieser Prinz seine

Sachen wieder her, und kam mit einem großen Heere, die Stadt Athen zu belagern. Die Athener, welche überzeugt waren, daß sie von dem Demetrius keine Verzeihung zu hoffen hätten, entschlossen sich, mit den Waffen in der Hand zu sterben und gaben ein Urtheil, das denjenigen zum Tode verdammte welcher vorschlagen würde sich diesem Prinzen zu ergeben; allein sie überlegten nicht, daß beynahe kein Getreide in der Stadt war, und es ihnen daher gar bald an Brot gebrechen würde. In der That, nachdem sie lange Hunger gelitten hatten, sagten die Vernünftigsten unter ihnen: es ist besser, daß Demetrius uns auf einmahl umbringen lasse, als daß wir vor Hunger verschmachten; vielleicht wird er mit unsern Weibern und Kindern Erbarmen tragen. Sie öffneten ihm also die Thore der Stadt. Demetrius befahl, daß alle verheirathete Mannspersonen auf einem großen Platze versammelt werden sollten, den er mit Soldaten hatte umringen lassen, welche das bloße Schwert in der Hand hielten. Dann hörte man in der Stadt nichts, als Wehklagen und Heulen. Die Weiber umarmten ihre Männer, dieKinder ihre Väter, und nahmen auf ewig Abschied von ihnen. Da sie alle auf diesem

Plaze waren, stieg Demetrius auf einen erhabenen Ort und verwies ihnen in den rührendsten Ausdrücken ihre Undankbarkeit: er war so durchdrungen, daß er Thränen vergoß, indem er mit ihnen redete. Sie blieben in einem tiefen Stillschweigen und erwarteten jeden Augenblick, daß dieser Prinz seinen Soldaten befehlen würde, sie niederzumachen. Sie erstaunten aber gewaltig, da dieser gute Fürst zu ihnen sagte: „Ich will zeigen, wie sehr ihr euch an mir vergangen habt; denn einmahl war es kein Feind, dem ihr den Beystand versagtet; es war ein Prinz der euch liebte, der euch noch liebt, und der sich nur durch Verzeihung und Wohlthun an euch rächen will." Kehrt nach Hause zurück: mittlerweile, daß ihr hier versammelt waret, haben meine Soldaten auf meinen Befehl Getreide und Brot in eure Wohnungen getragen.

Orontes.

Dieser fiel beym Könige Artaxerxes, mit dem er verschwägert war, in Ungnade und Verachtung. Bey dieser Gelegenheit bediente er sich dieses Gleichnisses: Wie die Finger der Rechnungsführer bald Myriaden, bald Monaden bedeuten, eben so gelten die Freunde der Könige bald alles, bald gar nichts.

Gelon.

Dieser Alleinherrscher von Syrakus machte mit den Karthagern, nachdem er sie bey Himera völlig geschlagen hatte, Friede, und zwang sie, sich der Bedingung zu unterwerfen, daß sie hinfort dem Saturn keine Kinder opfern sollten.

Die Syrakusaner führte er öfters zum Feldbau, wie zu einem Feldzuge aus, damit das Land durch die Verarbeitung verbessert, sie selbst aber durch den Müßiggang nicht verschlimmert würden.

Einst forderte er von den Bürgern Geld, da nun darüber ein Aufruhr entstand, so sagte er, er wolle es ja nur geborgt haben. Sie trauten seinen Worten und borgten ihm Geld, und wirklich bekamen sie es nach dem Kriege wieder zurück.

Philippus.

Als Philippus, des Alexander Vater, die Griechen besiegt hatte, gaben ihm einige den Rath, in die Städte Besatzung zu legen. — „Nein, sagte er, ich will lieber lange ein ehrlicher Mann, als kurze Zeit Despot heißen.“

Smikythus hatte den Nikanor angegeben, daß er immerfort dem Philippus Böses nachrede. Seine Freunde waren also der Meynung, er sollte ihn hohlen lassen und bestrafen. Philippus aber sagte: „Nikanor ist doch sonst eben nicht der schlimmste uuter den Macedoniern; ich muß also sehen, ob ich nicht selbst daran Schuld bin.“ Da er nun erfuhr, daß Nikanor von der Armuth gedrückt werde, und von ihm ganz hintangesetzt worden sey; so ließ er demselben ein Geschenk reichen. Bald darauf meldete ihm Smikythus wieder, daß Nikanor ihn überall nicht genug loben könne.

— Da seht ihr nun, sagte Philippus, daß es oft an uns selbst liege, wenn wir gelästert werden.

Einst wollte Philipp in einer sehr bequemen Gegend sein Lager schlagen. Da man ihm aber sagte, daß kein Futter für die Lastthiere da sey, rief er aus: „O, des elenden Lebens, wenn man sich sogar auch nach den Eseln richten muß.“

Die Kundschafter brachten ihm Nachricht, daß ein gewisser fester Ort, den er in seine Gewalt zu bekommen wünschte, unzugänglich und auf keine Weise zu erobern sey. „Ist denn der Ort, fragte er, so ganz unzugänglich, daß auch nicht einmahl ein mit Gold beladener Esel hinzukommen könnte?

Lasthenes, der Olynthier, beklagte sich voller Unwillen, daß einige Freunde des Philippus ihn einen Verräther genannt hätten; denn er hatte dem Philipp die große reiche Stadt Olynth verrathen. Philippus antwortete ihm: „Die Macedonier sind von Natur so plump und ungeschliffen, daß sie nichts zu umschreiben wissen, und jedes Ding gerade bey seinem Nahmen nennen.

Bey dem Todesfalle des Euböers Hipparcheus bewies er eine sehr große Betrüb=

niß. Es stellte ihm jemand vor: „Aber der Mann ist doch alt genug gestorben!“ „Ja für sich selbst, antwortete er, aber für mich viel zu frühe; denn der Tod hat ihn weggeraͤfft, ehe ich ihm die mir erwiesene Freundschaft nach Würde vergelten konnte.“

Einst hörte er, daß Alexander auf ihn sehr übel zu sprechen sey, weil er noch mit mehreren Frauenzimmern Kinder zeugte. Nun gut, sagte er zu ihm, wenn du viele Mitwerber in Ansehung auf die königliche Würde hast; so mußt du ein braver und rechtschaffner Mann werden, damit du sie nicht durch mich, sondern durch dich selbst erlangest.

Nach der Geburt des Alexanders schrieb er an den Aristoteles, dem er unter andern sagt: Ich danke den Göttern, daß sie mir einen Sohn schenkten, noch mehr aber danke ich ihnen, daß sie ihn mir in den Tagen gebohren werden ließen, da Aristoteles lebt.

Diesem großen Manne, dem tiefsten Denker der Griechen, übergab er Alexandern zu erziehen, und ermahnte diesen unabläßig, die Lehren des Aristoteles zu befolgen, und der Weltweisheit obzuliegen: „damit du nicht,“ sagte er, „wie ich, in der Folge eine Menge Handlungen bereuen müssest.“

Gegen den Aristoteles hatte er anfangs eben so viel Ehrerbiethung und Liebe, wie gegen seinen eigenen Vater, und er sagte öfters: „Meinem Vater verdanke ich nur das Leben, diesem aber die Kunst zu leben.

Harpalus wollte für seinen nahen Verwandten des Krates, der sich einiger Verbrechen schuldig gemacht hatte, eine Geldstrafe erlegen, und bath, man sollte denselben mit der Untersuchung verschonen, damit er dadurch nicht in Schande geriethe. „Nein, sagte Philipp, es ist besser, daß er selbst, als daß wir um seinetwillen in Schande gerathen."

Seine Freunde waren sehr ungehalten darüber, daß ihn die Peloponeser, denen er doch so viel Gutes erwiesen hatte, bey den olympischen Spielen auszischten. Philipp aber sagte ihnen: „Was würden sie erst thun, wenn ich ihnen Böses erwiesen hätte!"

Eine arme alte Frau bath ihn, er möchte doch ihre Streitsache entscheiden; sie überlief ihn deßwegen sehr oft, und da er sie damit abfertigte, daß er keine Zeit habe, schrie sie laut: „Nun so sey auch nicht König!" — Diese Rede gefiel dem König so sehr, daß er auf der Stelle nicht allein ihr, sondern auch den andern Gehör gab.

Alexander, genannt der Große.

So lang Alexander Glück und Schmeicheley nicht verdarben, war er ein Mann, der die Welt zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Sein Leben hat zwey Epochen. Wir wollen Züge aus der ersten liefern. Ehrgeitz war seine herrschende Leidenschaft, die sich schon in der frühesten Jugend verrieth.

Er bezeigte in seiner Kindheit nicht die geringste Freude über die vielen glücklichen Kriege Philipps, sondern sagte oft zu seinen Gespielen: „Mir wird mein Vater gar nichts übrig lassen!“ Jene antworteten ihm: „Aber alles das erwirbt er ja für dich.“ — „Was hilft es mir, versetzte er, wenn ich viel habe und nichts unternehmen kann?“

Weil er sehr leicht und schnellfüßig war, so wollte sein Vater haben, daß er in Olympia mit um die Wette laufen sollte. „Ja,

sagte er, ich will es thun; aber ich muß Könige zu Gegnern haben.

Seinem Freunde Perillus, der ihn um die Ausstattung seiner Töchter gebeten hatte, befahl er, sich fünfzig Talente geben zu lassen. Da nun Perillus sagte, zehen Talente wären schon genug, so antwortete er: Ja, für dich wohl, daß du sie erhaltest, aber nicht für mich, daß ich sie gebe."

In Miletus sah er eine große Menge Bildsäulen von Fechtern, die in den pythischen und olympischen Spielen gesiegt hatten. — „Wo waren denn alle diese großen Kerl, da die Barbaren eure Stadt belagerten?"

Ada, die Königinn von Karien beeiferte sich, von ihren Köchen und Zuckerbäckern beständig die niedlichsten Speisen und Leckerbissen bereiten zu lassen, und sie ihm zu überschicken. Er ließ ihr aber sagen: „er habe weit bessere Köche; für die Mittagsmahlzeit den nächtlichen Marsch und für das Abendessen die spärliche Mittagsmahlzeit."

Als er von dem Priester des Ammon für einen Sohn Jupiters erklärt wurde, sagte er: „Das ist kein Wunder; Jupiter ist zwar der Vater aller Menschen; aber nur die besten macht er zu seinen Söhnen."

Taxiles, einer der indischen Könige kam ihm entgegen und forderte ihn auf, nicht zu streiten oder Krieg zu führen, sondern, wenn er geringer wäre, Wohlthaten zu empfangen, und wäre er mächtiger, Wohlthaten zu erzeigen. Alexander antwortete: Ja eben darüber müssen wir streiten, wer im Wohlthun die Oberhand behalten wird.

Als Porus, ein anderer indischer König, nach dem Treffen von ihm gefragt wurde: „Wie soll ich dich behandeln?" — antwortete jener: „Königlich." Und als ihn Alexander ferner fragte, ob er sonst noch etwas verlange? sagte Porus: „In dem Worte königlich ist alles enthalten." Alexander bewunderte seine Klugheit und Unerschrockenheit, und gab ihm weit mehr Land, als er vorher gehabt hatte.

Der Marsch, auf welchem er den Darius verfolgte, war sehr lang und beschwerlich. Die meisten von seiner Mannschaft wurden, besonders wegen Mangels an Wasser, äußerst ermattet. Einige Macedonier hatten sich in Schläuchen auf Mauleseln Wasser aus einem Flusse gehohlt. Wie sie sahen, daß Alexander am heißen Mittage vor Durst schmachtete, füllten sie geschwind einen Helm mit Wasser

und brachten ihm denselben. Er fragte sie, für wen sie das Wasser geholt hätten? Für unsere eigenen Kinder, sagten sie, aber sollten auch diese umkommen, so werden wir schon wieder andere erhalten, wenn du nur lebst. Alexander nahm den Helm mit dem Wasser in die Hand, wie er aber gewahr wurde, daß alle Reuter neben ihm die Köpfe hingen, und nach dem Wasser hinblickten, gab ers wieder zurück, ohne zu trinken, lobte den Eifer der Leute, die ihm das Wasser angebothen hatten, und sagte: Wenn ich allein trinken wollte, so würden diese hier allen Muth verlieren. Die Reuter, die diese Enthaltsamkeit und erhabene Gesinnung Alexanders sahen, schrien ihm sogleich zu, er solle sie nur getrost immer weiter fortführen, und spornten ihre Pferde an; wir sind nicht ermattet, sagten sie, wir sind auch nicht durstig, ja wir halten uns nicht einmahl für sterblich, so lange wir einen solchen König haben.

Schön und rühmlich ist es, wie Alexander die Mutter, Gemahlinn und Kinder des Darius in der Gefangenschaft behandelt hat. Als sich die Damen in der Person des Alexander geirrt hatten, und statt dessen dem Hephä=

stio, seinem Liebling zu Füßen gefallen waren, sagte er: auch der ist ein Alexander.

Einst badete sich Alexander, da er von Schweiß und Staub bedeckt war in dem kalten Fluße Kydnus und wurde krank. Keiner von den Aerzten getraute sich, ihn zu kuriren; denn alle hielten die Gefahr für die äußerste und glaubten Alexandern ohne Rettung verloren, weil sie besonders dabey fürchteten, sie kämen, wenn die Kur unglücklich ausfiele, bey den Macedoniern in Verdacht. Aber Philippus aus Akarnanien hielt es für etwas Schreckliches, bey dieser Gefahr nicht auch eine Gefahr wagen zu wollen, und machte einen Versuch, die äußersten Mittel zu gebrauchen. Er redete dem Alexander zu, seine Kur zu wagen, und einen Trank einzunehmen, der ihn bald wieder stärken sollte, den Krieg fortsetzen zu können.

Indeß kam aus dem Lager ein Brief an den König vom Parmennio an, welcher ihm rieth, sich vor dem Philippus in Acht zu nehmen, weil dieser vom Darius durch große Geschenke, und das Versprechen einer Vermählung mit dessen Prinzessin, bestochen worden wäre, den Alexander umzubringen.

Alexander las den Brief, und legte ihn, ohne ihn jemanden von seinen Freunden zu zeigen, unter sein Kopfkissen. Als nun Philippus mit seinen Freunden erschien und ihm den Trank in einem Becher darreichte, gab er dem Philippus den Brief zu lesen, und nahm indessen getrost und unerschrocken den Trank.

Es war ein bewundernswerthes Schauspiel, da der eine den Brief las, der andere die Arzney austrank, und darauf beyde einander mit verschiedenen Blicken ansahen; Alexander mit einem heitern Gesichte, das Zutrauen und Wohlwollen gegen den Philippus ausdrückte, Philippus hingegen voller Bestürzung über die Verleumdung, worauf er zu den Göttern schwor, die Hände gegen Himmel ausstreckte, dann auf das Bette fiel, und den Alexander bat, Muth zu fassen, und seiner Kur zu trauen. Alexander genas.

Themistokles.

Dieser berühmte Athenienſiſche Staatsmann und Feldherr war in ſeiner Jugend dem Trunke und der Wolluſt ſehr ergeben; allein von dem Zeitpunkte an, da Miltiades die Perſer bey Marathon überwunden hatte, bemerkte man nicht die geringſte Ausſchweifung mehr an ihm. Da einige ſich über dieſe Veränderung wunderten, ſagte er: „Das Siegeszeichen des Miltiades läßt mich weder ſchlafen noch ausſchweifen.

Ein gewiſſer Seriphier warf ihm vor, daß er ſeinen Ruhm nicht ſich ſelbſt, ſondern ſeinem Staate zu verdanken hätte. — Du haſt Recht, verſetzte Temiſtokles; allein ſo wenig ich als Seriphier, eben ſo wenig würdeſt du als Athener berühmt ſeyn.“

Unter den Freyern ſeiner Tochter zog er den Tugendhaften dem Reichen vor, indem er ſagte: „Ich ſuche mehr einen Mann, der Geld, als Geld, das einen Mann nöthig hat.“

Aristides.

Dieser große Mann hatte sich durch seine Gerechtigkeitsliebe den schönsten Nahmen, den ein Mensch führen kann, den des Gerechten erworben. Er besorgte alle Staatsgeschäfte für sich allein, ohne daß er sich einen Anhang zu machen suchte; weil diejenige Gewalt, sagte er, die man sich durch Freunde verschafft, nur zu Ungerechtigkeiten verleitet.

Er war jederzeit ein Gegner des Themistokles. Da er einst mit demselben als Gesandter wohin geschickt wurde, sagte er zu ihm: „Bist du's zufrieden, Themistokles, daß wir unsre Feindschaft an der Grenze zurücklassen?" Wir können sie ja allemahl, wenn es uns beliebt, nach unserer Rückkunft wieder aufnehmen."

Themistokles stürzte ihn, und er wurde durch das bekannte Scherbengericht auf eine Zeit

von zehn Jahren aus dem Lande verwiesen. Als er merkte, daß der gereitzte Pöbel nicht mehr zurückzuhalten sey, zog er sich aus dem Lärm zurück. Hier stieß er auf einen Menschen, der des Schreibens unkundig, ihn bat zu schreiben: „Aristid es soll aus dem Lande vertrieben werden.“ Und was hat denn dieser Aristides für ein Verbrechen begangen, fragte er, daß du ihm eine so harte Strafe dictirest? Ich kenne den Mann nicht, war die Antwort, aber mich verdrießt es von ihm, daß er mit so großer Leidenschaft vor allen andern nach dem Nahmen des Gerechten strebte. Aristides nahm die Scherbe, und — schrieb.

Phocion.

Er führte zwar oft Heere, sagt Cornelius Nepos von ihm, und begleitete die ersten Würden im Staate; indessen kennt ihn die Nachwelt mehr von Seite seines moralischen Lebenswandels, als von Seite seiner kriegerischen Talente.

In einer Volksversammlung sagte jemand zu ihm: „Phocion, du scheinst über etwas nachzudenken!“ — „Du hast es errathen, antwortete er; denn ich denke darüber nach, wie ich das, was ich den Athenern zu sagen habe, mildern könne.“

Einst, da er bey einer öffentlichen Rede bemerkte, daß alle mit ihm zufrieden waren, und sein Vorschlag durchgängig gebilligt wurde, wandte er sich zu seinen Freunden und sagte: „Hab' ich etwa gar wider mein Wissen etwas Nachtheiliges angerathen?“

Der Redner Demosthenes stellte ihm vor, daß ihn die Athener einmahl umbringen würden, wenn sie in Wuth geriethen. Ja, sagte er, mich, wenn sie in Wuth gerathen, dich aber, wenn sie vernünftig werden."

Er weigerte sich einst, bedeutende Geschenke vom König Philipp von Macedonien anzunehmen. Die Gesandten bathen ihn, er möchte doch zugreifen, und erinnerten ihn dabey, wenn er allenfalls kein Geld nöthig hätte, so sey es doch Vaterpflicht, für seine Kinder zu sorgen, die bey so großer Armuth schwerlich im Stande seyn würden, den väterlichen Ruhm zu behaupten. Phocion gab hierauf zur Antwort: „Wenn meine Kinder mir ähnlich werden, so nährt sie dasselbe kleine Gut, bey welchem ich mich zu dem Posten emporschwang, den ich jetzt behaupte. Werden sie mir unähnlich, so habe ich gar nicht die Gesinnung, auf meine Kosten ihre Ueppigkeit zu unterhalten und zu vergrössern."

Er verrichtete mit seiner Frau alle Arbeiten eines Dienstbothen im Hause und lebte streng und mäßig.

Auch Alexander wollte ihn bestechen. Als ihm dieser hundert Talente schickte, fragte er die Ueberbringer: „warum denn Alexander un-

ter so vielen Athenern eben ihm allein ein solches Geschenk mache." Jene antworteten: „Weil er dich allein für einen braven und rechtschaffnen Mann hält." — „Nun, so mag er ihn mich auch ferner seyn lassen," versetzte Phocion. —

Die Athener wurden vom Antipater überwunden, und mußten eine Besatzung in die Stadt nehmen. Menyllus, der Befehlshaber der Besatzung, bot dem Phocion eine Summe Geldes an. Dieser aber antwortete voller Unwillen: „Alexander war ungleich besser, als du, und von dem nahm ich nichts; desto schimpflicher wäre es für mich, wenn ich jetzt von dir etwas nähme.

Da Antipater einstmahls dem Phocion eine ungerechte Handlung zumuthete, so antwortete er: „Du kannst den Phocion nicht zugleich zum Freund und zum Schmeichler haben."

Gleich nach des Antipater Tod wurde in Athen die Demokratie wieder eingeführt und nun Phocion sammt seinen Freunden zum Tode verdammt.

Alle die andern weinten laut, da sie fortgeführt wurden, nur Phocion ging stillschweigend hin. Da aber einer von seinen Feinden

auf ihn zugelaufen kam und ihm ins Gesicht spie, so blickte er die Archonten an, und sagte: „Will denn keiner der Ungezogenheit dieses Menschen Einhalt thun?“

Einer seiner Vertrauten, Emphyletus sagte ihm, mit Thränen in den Augen: Was mußt du für eine ungerechte, unverdiente Behandlung dulden, guter Phocion! „Eine unverdiente, erwiederte er, aber nicht unerwartete. So wie ich sterbe, starben meistens die berühmtesten Männer in Athen.“

Schon ward ihm der Giftbecher gereicht, da fragte ihn ein Freund, ob er an seinen Sohn Phokus noch etwas zu bestellen hätte? Allerdings, war die Antwort: „Ich ermahne ihn ernstlich, daß er meinetwegen an den Athenern ja keine Rache übe.“

Lorenz Sterne.

Wer wünschte nicht auch von diesem unnachahmlichen Verfasser der empfindsamen Reisen, des Tristram Shandy und anderer Schriften, die die Bewunderung und den Beyfall aller europäischen Nationen auf sich zogen, hier ein paar Anekdoten zu lesen? —

Als Sohn eines Officiers schien er zum Soldatenstande geboren zu seyn; nichts desto weniger war er ein würdiger Sohn der Kirche.

Unter den Obern seines Ordens entstand einst ein Zwist, woran Yoriks bester Freund, einer der rechtschaffensten Männer, Antheil hatte. Ein gewisser Geistlicher, der eine sehr gute Stelle auch noch nach seinem Tode seiner Frau und seinem Sohne auf eine hinterlistige Weise versichern wollte, fand an Yoriks Freunde einen ernstlichen Widersacher. In=

dessen konnten keine Vermuthungsgründe dem Ansehen des Andern die Wage halten; Yorik griff also zur Satyre, und schrieb die Geschichte eines guten warmen Wachtrockes, dessen gegenwärtiger Besitzer nicht damit zufrieden sey, daß er sich selbst damit bedeckte, sondern auch noch gern einen Unterrock für seine Frau und ein Paar Beinkleider für seinen Sohn herausschneiden wollte. Dieß wirkte mehr, als alle Gründe von der Welt; der Mann ließ ihm sagen: er wolle seinen Plan aufgeben, wenn Yorik dieses Blatt nicht drucken lassen wollte. Er unterdrückte seine Satyre, und sein Freund war glücklich.

In einem der vornehmsten Wirthshäuser war ein Kaffeezimmer, wo diejenigen, welche keine Liebhaber vom Wein waren, und nicht viel verzehren wollten, die Zeitung lesen konnten. Hier saß er, als eben ein junger Herr, der sich zu viel Freyheit herausnahm, zwischendurch seynsollende Satyren auf die Geistlichkeit sagte, und sich ein wichtigeres Ansehen geben wollte, als sich für sein Alter schickte, die Gesellschaft beleidigte; Yorik wußte das Gespräch unvermerkt auf seinen Hund zu lenken. Sir, sagte er zu dem Schwätzer,

Sie haben in Ihrem Leben keinen hübschern Hund gesehen, er ist so treu und wacker, und doch dabey so gut und artig, als Sie sich nur vorstellen können; dabey ist er so freundlich und schmeichelnd, daß ihn jedermann leiden mag; aber er hat verdammte Tücken an sich, die alles wieder verderben. Er darf nur einen Geistlichen gewahr werden, so fährt er augenblicklich auf ihn los. Das ist sonderbar, sagte der junge Herr; ist es schon lange her, seit dem er das thut? So lang er ein Geck ist, Sir, sagte Yorik.

Als er krank und abgemattet von Paris nach London zurückkam und sich in einem Hause einmiethete, sah die Hauswirthinn das wandelnde Gerippe ganz erschrocken an. Fürchten Sie nichts, Madame, rief er gleich, ich werde nicht bey ihnen sterben; denn sehen Sie nur, auf Ihrer Treppe wäre ja nicht Raum genug, meinen langen Sarg herunter zu bringen.

Gegen jedermann, auch gegen die geringsten Dienstbothen beobachtete er ein sanftes, freymüthiges Betragen, ohne alle Anmaßung. Nie ließ er sein Gesinde die geringste Ungeduld merken.

Einsmahls kündigte ihm eine Magd den Dienst auf, weil er sich alles gefallen ließ, und sie nicht wissen könnte, ob sie es ihm nach seinem Sinne machte oder nicht.

Unter andern Maximen hatte er auch diese, die er hinlänglich auf allen Reisen bestätigte: Ein Engländer macht keine Reisen, um Engländer zu sehen.

Sterne war während seiner Reisen sehr oft in Geldverlegenheit. Rimessen blieben der Kriegsläufte wegen aus, und er hatte seine Ausgaben übel berechnet: er hatte bloß die Poststationen nachgezählt, ohne das Elend mit in Rechnung zu bringen, das ihm unterwegs aufstieß.

„Auf mehr als einer Station," sagt sein Diener la Fleur, „wandte sich mein Herr an mich, mit Thränen im Auge. — Die armen Leute drücken mich zu Boden, la Fleur, wie soll ich ihnen helfen?"

Von diesem seinem Diener sagte er einsmahls: So viel Backenstreiche des Mißgeschicks la Fleur während seiner Wallfahrten mag bekommen haben: so ist in seinem Gesichte doch keine Spur von ihnen zu entdecken. — Er ist ewig derselbe.

Von den Engländern behauptete Sterne mit aller Lebhaftigkeit: Gott ist mein Zeuge, es gibt keine Nation unter der Sonne, bey der sich mehr Witz und Mannigfaltigkeit des Karakters zur Geistesnahrung findet, als in England.

Georg II.

König von Großbritanien, besuchte, wie sein Vater, oft seine deutschen Churlande. Einst fragte er den Präsidenten des Ober-Appellationsgerichtes zu Zelle an öffentlicher Tafel: „Wie kommt es, Herr Präsident, daß ich fast alle meine Prozesse beym Ober-Appellationsgerichte verliere?“ Und dieser antwortete: „Weil Ew. Majestät gemeiniglich Unrecht haben.“ Der König nahm diese Freymüthigkeit eines getreuen Dieners mit Vergnügen auf; denn er war ein Gerechtigkeit liebender Regent, in dessen Nahmen aber Mancher sich ungerechte Eingriffe erlaubte.

Alphons IX.

Alphons IX. König in Leon, einem ehemahligen kleinen Königreiche Hispaniens, zeichnete sich durch kindliche Ehrerbietung und Liebe vor Vielen aus. Sein königlicher Vater in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, erreichte ein sehr hohes Alter; hatte aber auch mit allen dasselbe gewöhnlich begleitenden Schwachheiten zu kämpfen. Alphons, sein ältester Sohn und Thronfolger, betrug sich gegen ihn ganz so, wie es einem gutgesinnten Sohne gebührt. Immer war er um ihn, und er verließ ihn nur dann, wenn die Besorgung der Angelegenheiten des Staates, die sein Vater ihm übertragen hatte, es forderte. Um seinen Sohn nicht zu betrüben, verbarg der Vater einen Theil seiner Uebel vor ihm. Wenn seine Schmerzen ein wenig nachließen, ließ er sich in die Gärten des Pallastes tra=

gen, und sagte dann zu seinem Sohne: seine Kräfte kämen wieder; es stehe mit seiner Gesundheit besser, als es schiene. Einst erfuhr er, daß Alphons von einem Siege über die Mauren zurückkomme und sich schon der Hauptstadt nähere. Sogleich befahl der ehrwürdige Greis, man solle ihn in eine Sänfte setzen uud ihn seinem Sohne entgegen tragen. Er wollte nemlich demselben nicht nur seine Freude über den erfochtenen Sieg bezeigen, sondern ihm auch den frohen Anblick verschaffen, daß sein Vater einer solchen Gesundheit genieße, als es sein Alter nur immer erlaube. Sobald Alphons ihn erblickte, stieg er vom Pferde, eilte voll Freude ihm entgegen, und folgte der Sänfte zu Fuße. Vergebens suchte der Vater ihn dazu zu vermögen, daß er sich wieder auf sein Pferd setzte: vergebens stellte er ihm vor, es sey nicht schicklich, daß er, während sein ganzes Gefolge zu Pferde sitze, allein zu Fuße zu gehen. „Die sind nicht Ihre Söhne," antwortete Alphons und ließ sich nicht abweisen.

Als sie vor dem Pallaste angekommen waren, nahm er selbst seinen Vater in die Arme, und trug ihn in sein Zimmer. „Mein Vater, sagte er zu ihm, Sie wissen wohl,

wie weit Ihre Liebe zu mir geht; aber, wie weit die meinige zu ihnen geht, das wissen Sie nicht. Sie schränkt sich noch lange nicht darauf ein, daß ich Sie zu Fuße begleitete; ich beneidete sogar Ihre Bedienten, welche die Sänfte trugen, um des Dienstes willen, den sie Ihnen dadurch erwiesen. Mehr als einmahl gerieth ich in Versuchung, sie stille stehen zu heißen, und Sie auf meinen Schultern fortzutragen.“ Ein schöner Zug von kindlicher Liebe und Ehrerbietung. Der Vater konnte nur durch Thränen antworten. Nicht lange genoß Alphons noch das Vergnügen, ihn zu besitzen; denn er starb bald nachher. Er ließ ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten und folgte selbst der Leiche seines Vaters in Trauerkleidern, mit fliegenden Haaren, mit gebeugtem Haupte und betrübtem Herzen.

Fenelon.

In dem Charakter des nachher so tugendhaften Herzogs Ludwig von Burgund, dem Vater des Königs Ludwig XV. in Frankreich, war in der Jugend eine Art Wildheit und Unbändigkeit der Hauptzug. Man weiß, daß er Uhren zertrümmerte, die ihm zu langsam zu gehen schienen, wenn er von der Zeit einen schnellen Flug erwartet hatte. Oft machte dieß den frommen Fenelon (Verfasser des vortrefflichen Telemach), seinen Hofmeister und nachherigen Erzbischof, sehr betreten und seine ganze große Summe von Gelassenheit und Sanftmuth wollte zu mehrern Mahlen nicht ausreichen. Er sah ein, daß selbst einem Fürsten die Nachgiebigkeit eine unentbehrliche Eigenschaft sey. Bey folgendem Zufall suchte er ihm dieses besonders anschaulich zu machen. Ein Tischler arbeitete im Vorzim-

mer. Oft kam der Prinz, und störte bald in seinem Werkzeug, bald wollte er dieses und jenes wissen, und wählte dazu nicht den bittenden sanften Ton, der die Jugend so sehr ziert, sondern war gebieterisch, herrschsüchtig und unartig. „Prinz, hub der Tischler, vom Abt vorbereitet und befehligt, hastig an: Sie werden endlich einmahl so gut seyn, und mich und mein Werkzeug in Ruhe lassen." Da tobte der Prinz; der Tischler gab nicht nach; der Prinz schimpfte sogar. „Ey, Prinz, seyn Sie, wer Sie wollen, sprach der Tischler noch heftiger, machen Sie, daß Sie mir aus dem Wege kommen; denn sehen Sie, wenn ich in Wuth gerathe, so sind Sie mit Armen und Beinen bey mir nicht sicher." Da erschrack der Prinz gewaltig, und lief eilig zu Fenelon, um über den Tischler sich zu beschweren.

Fenelon. Er ist ein guter Arbeiter.

Prinz. Ey was, er soll und muß fort; er soll und muß bestraft werden.

Fenelon. Prinz, ich glaube immer, er verdient mehr Mitleiden, als Strafe; ist es nicht ein Unglück, daß er nicht über sich Herr werden kann? Und über dieses, was würden Sie zu dem sagen, der Ihren Bedienten

im Augenblicke, wo er Ihre Befehle vollstrecken soll, beleidigte?

Prinz. Das ist doch wahr, erbärmlich gehen Sie mit mir um: einem armseligen Tischler geben Sie recht.

Fenelon. Weil er Recht hat.

Prinz. Und mich, mich ohne Genugthuung zu lassen? O, das ist grausam! Mir, mir nicht Recht zu geben?

Fenelon. Prinz, der Tischler ist ein Mensch, und Sie sind auch ein Mensch; und ein Fürst ist und bleibt doch immer nur Mensch.

Prinz. Herr, ich bitte, schweigen Sie; denn ich weiß, wer ich bin, und ich weiß auch, wer Sie sind!

Fenelon ging gleichgültig fort, und ließ den Prinzen stehen. Am andern Tage nahm er den Prinzen wieder vor, und sagte zu ihm mit festem kühnem Tone: „Prinz, Sie werden sich erinnern, was Sie gestern zu mir sagten. Es ist meine Pflicht, Sie zurecht zu weisen.“ Mir scheint, als wenn Sie selbst nicht wüßten, wer ich sey, und wer Sie sind. Einige Ihrer Bedienten mögen Ihnen wohl gesagt haben, Sie wären mehr, als ich. Aber da haben sie Ihnen ganz was Falsches in den Kopf gesetzt. Ohne Stolz muß ich Ih-

nen bekennen, daß ich mehr, wie Sie bin. Ihre Geburt kömmt dabey gar nicht in Anschlag. Wäre der nicht ein Thor, der sich das zum Verdienst machen wollte, wenn ein Regen seine Felder befeuchtet, und die seines Nachbars dürr und trocken gelassen hätte? Und eben so wenig können Sie sich auf Ihre Geburt zu Gute thun; denn daß Sie Fürst sind, damit hat die Vorsehung Sie auf die Probe stellen wollen, ob es Ihnen vielleicht möglich wäre, sich Ihrer guten Meynung würdig zu machen; denn noch haben Sie nicht das mindeste persönliche Verdienst. Und nun dächt' ich, müßten Sie mir einräumen, daß ich weit mehr Kenntnisse besitzen muß, als Sie. Denn sehen Sie, wenn Sie ja einmahl der Vorsehung gute Meynung von Ihnen rechtfertigen wollten, von wem hätten Sie denn die Kenntnisse dazu her, als von mir? Und was nun die Herrschaft vollends betrifft, so bin ich mein eigener Herr und Sie stehen unter mir. Glauben Sie das nicht, so wird Sie der König und Ihr Herr Vater, der Dauphin, dessen überführen. Ferner, wenn Sie sich etwa schmeicheln, es sey ein groẞes Glück, eine groẞe Gnade, die Stelle, die mir anvertraut worden, bey Ihnen zu bekleiden, so

muß ich Ihnen auch diesen Irrthum benehmen. Bloß aus einiger Empfindung der Liebe für Ihren Herrn Vater nahm ich den Befehl an, der ungleich mehr Bitte war, und ich unterzog mich des mühevollen Vortheils, Ihr Lehrer zu werden. Nun aber sehen Sie mit welcher Gleichgültigkeit ich diese Stelle niederlege. Kommen Sie mit mir zu Sr. Majestät dem König, ich will ihn bitten, Ihnen einen andern Lehrer zu geben, dem ich ohne allen Neid mehr Glück in seinen Bemühungen wünschen will, als ich von den meinigen erwarten kann. Versteinert stand der Prinz da. Reuevoll bat er den Abt um Verzeihung, bat ihn mit Thränen sogar, nicht von ihm abzulassen. Und von diesem Augenblick an änderte er sich, und entsprach für die Zukunft den Hoffnungen seines frommen Lehrers.

Leonidas.

Xerxes suchte die Niederlagen der Perser zu rächen, und griff Griechenland persönlich an. Schon war er mit einem ungeheuern Kriegsheere bis an den Paß Thermopylä vorgedrungen: aber hier fand er Widerstand. Der spartanische König Leonidas vertheidigte diesen Paß lange mit Löwenmuth gegen sein ganzes Heer, dem er nicht mehr als dreyhundert Spartaner entgegen stellte. Endlich, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hatte, fiel er, und opferte also mit den Uebrigen sein Leben auf diesem Altar des Ruhmes, der dem Wanderer folgende Grabschrift wies:

Wanderer, sag's zu Sparta, daß
seinen Gesetzen gehorsam
Wir erschlagen hier liegen —

Epaminondas.

Theben, sagt Cornelius Nepos, war vor und nach Epaminondas immer einer fremden Macht unterwürfig. So lang' er das Ruder führte, war es der erste Staat in ganz Griechenland.

Er vermählte sich nie. Pelopidas, dessen Sohn einen sehr schlechten Ruf hatte, tadelte ihn, weil er keine Kinder habe, und in diesem Stücke wenig für sein Vaterland besorgt sey. Epaminondas erwiederte: „Wenn du nur nicht weniger für dasselbe besorgt warst, da du einen solchen Sohn hinterläßt. Mein Geschlecht kann nie ausgehen; denn ich hinterlasse die Schlacht bey Leuctra als Tochter, die nicht nur länger als ich, sondern ewig leben muß."

Zur Zeit, als die Vertriebenen unter Pelopidas Anführung Theben eroberten, und

die Besatzung der Lacedämonier aus der Burg jagten, hielt sich Epaminondas, so lange Bürger gegen Bürger kämpften, zu Hause; denn er wollte weder die Bösgesinnten vertheidigen helfen, noch sie bekämpfen, um seine Hände nicht mit Bürgerblut zu färben. Jeder Sieg der Bürger über Bürger desselben Staates schien ihm traurig.

Um den Sieg bey Leuctra zu benützen, drang er in das Lacedämonische Gebiet, und unterwarf sich die meisten Städte des Peloponnes. Als er wieder nach Theben zurückkam, empfing man ihn als einen Staatsverbrecher, weil er das Kommando der Truppen vier Monathe länger, als es nach den Gesetzen erlaubt war, behalten hatte. Epaminondas wußte es; er wußte aber auch, daß, wenn das Wohl des Vaterlandes spräche, dieses allein gehört werden müsse. Er hatte das Herz, dieses seinen Mitbürgern zu sagen. Als er aber sahe, daß seine Feinde alles angewandt hatten, um die Richter gegen ihn aufzubringen, und daß er zum Tode verurtheilt werden würde, klagte er sich selbst des Ungehorsams gegen die Gesetze an, und erklärte, daß er sich der darauf gesetzten Strafe unterwerfe. Aber, o Thebaner, sagte er, erlaubt mir, ehe ich sterbe,

wurde der junge Moreau wahrscheinlich bewogen zum Studium der Rechte zurück zu kehren, und dem Beyspiele seines Vaters, der ein berühmter Advokat war, zu folgen.

Als beym Ausbruch der Revolution die Nationalgarden errichtet wurden, ernannte man ihn zum Bataillons-Kommandanten. Hier verlegte er sich mit solchem Eifer auf das Studium der Taktik und der militärischen Details, daß er nach drey Monathen im Stande war, dem ihm anvertrauten Kommando vollkommen vorzustehen. Moreau war so überzeugt von seinen militärischen Fähigkeiten, daß man ihn um diese Zeit öfters sagen hörte: „Ich werde bald General bey der Armee seyn.“

Am nämlichen Tage, (31. July 1794) als Moreau eine der kühnsten Unternehmungen, die Eroberung der Insel Kadzand, ausführte, ward sein rechtschaffner unschuldiger Vater zu Brest guillotinirt. Als er den Uebergang auf diese Insel kommandirte und am Ufer seine Befehle gab, sah er ein kleines Schiff, das der Strom mit sich fortriß, und das schon untersank. Ohne sich zu bedenken, stürzt er ins Wasser, schwimmt nach, reißt noch einen Generalkapitain aus den Fluthen herauf, und bringt ihn glücklich ans Land zurück. Er ist wahrscheinlich unter den neueren

französischen Generalen der einzige, der selbst schwimmend eine so schöne That der Bravour und Menschenliebe verrichtete! —

Zum Schlusse führen wir noch folgenden eben erst bekannt gewordenen schönen Zug von Moreaus edler Denkungsart an: Er hatte einen Landsitz gekauft, der einem Emigranten gehört hatte, und über 120,000 Liv. zu dessen Verschönerung verwendet; der Emigrant wurde inzwischen von der Liste ausgestrichen, kam nach Frankreich zurück, und wünschte seinen väterlichen Wohnsitz noch einmahl zu sehen. Verkleidet ging er dort hin, fand noch den ehemahligen Gärtner, und entdeckte ihm sein Anliegen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er den Gen. Moreau nicht zu Gesicht bekomme. Dieser erfreut, seinen alten Herrn wieder zu sehen, und doch seines neuen Meisters Charakter verehrend, vertraute dem General jenes Ansuchen. Moreau befahl darauf seinem Bedienten, dem Emigranten zu eröffnen, daß er auf einen Tag verreisen werde, und daß der Bediente denselben anwenden soll, jenem den ganzen Landsitz mit seinen Verbesserungen zu zeigen, und ihn dann des Abends in einen gewissen Pavillon zu führen. Dieses geschah. Er kam endlich auch in das Pavillon, und fand dort den Gen. Moreau. Erschrocken und

noch eine Bitte an euch zu thun. Die Nachwelt, wenn sie meine Bestrafung vernimmt, vernehme auch die Ursache derselben. Ich sterbe, weil ich euch glücklich nach Lakonien geführt habe, in welches vor euch nie ein Feind eingedrungen war; ich sterbe, weil ich die Städte und Felder der Lacedämonier eben so verwüstet habe, als sie zuerst unser Vaterland gemißhandelt hatten; ich sterbe, weil ich die Messerier wieder eingesetzt, die Arkadier vereinigt, und die Lacedämonier gedemüthigt habe; ich sterbe für eure Siege, für eure Eroberungen, und die Vergrößerung eurer Macht: das sind die Verbrechen, die mich verdammen. Ich werde das Leben nicht achten, wenn ihr mir nur den Ruhm aller dieser großen Handlungen läßt, und durch ein öffentliches Denkmahl der Nachwelt sagt, daß ich sie aus eigener Bewegung und ohne eure Einwilligung verrichtet habe. Die Richter wurden durch diese Rede beschämt, und Epaminondas ging von ihrem Richterstuhle hinweg, so wie er aus den Schlachten zurückkam, mit Ruhm und Ehre überhäuft, und von dem allgemeinen Beyfall des Volks begleitet.

Diomedon von Cyzicum stellte seine Uneigennützigkeit auf die Probe. Dieser hatte

auf Ersuchen des Artaxerxes das Geschäft übernommen, den Epaminondas durch Geld zu gewinnen. Er kam mit großen Summen Geldes nach Theben, und stimmte zuerst einen jungen Menschen, Nahmens Mycithus, der viel bey Epaminondas galt, durch ein Geschenk von fünf Talenten zu seinem Vortheile. Mycithus ging zu Epaminondas, und gab ihm zu verstehen, warum Diomedon nach Theben gekommen sey. Aber Epaminondas sagte ihm in Gegenwart des Diomedon: „Geld braucht bey dieser Sache gar keins ins Spiel zu kommen. Wünscht der König etwas, das den Thebanern Vortheile gewähren kann, so bin ich bereit, unentgeltlich seine Wünsche zu befriedigen. Wünscht er nichts solches, so hat er für mich des Silbers und Goldes zu wenig. Mein Vaterland ist mir nicht um alle Schätze der Erde feil. Daß du Diomedon, der du mich nicht kennen konntest, den Versuch wagtest, mich zu bestechen, wundert mich nicht; verdient sogar von meiner Seite Verzeihung. Aber gehe schnell von hier ab, damit du nicht allenfalls dich an Andere wagst, da du von mir abgewiesen wurdest Was hingegen dich betrifft, Mycithus, so gib ihm auf

der Stelle sein Geld zurück, oder ich liefere dich in die Hände der Obrigkeit!"

In der Schlacht bey Mantinea fiel er nach einem hartnäckigen Kampfe, von einem Speere getroffen. Er fühlte sich tödtlich verwundet, und sah, daß, sobald man das Eisen, welches vom Schafte des Speeres im Körper stecken geblieben war, herausziehen würde, sein Tod sogleich erfolgen müßte. Er ließ es also so lange stecken, bis die Nachricht kam, daß die Böotier gesiegt hätten. Als er dieß hörte, sagte er: „Ich habe lange genug gelebt; denn ich sterbe unbesiegt;" ließ sich das Eisen herausziehen, und endete sogleich sein Leben.

Desaix.

In der Kriegsschule zu Effiat, wo er erzogen wurde, hatte er von allen seinen Mitschülern das einfache Lob: Er ist ein guter Kamerade; so wie nachmahls von seinen Soldaten: Er ist ein braver Mann.

Er legte sich auf alle Arten von Kenntnissen — besonders aber glühte seine Seele für die Griechen und Römer — die Geschichte derselben. Aristides Tugend und Leonidas Aufopferung strebte er nach. Nichts rührte ihn tiefer, als des Epaminondas glorreicher, aber allzufrüher Tod.

Bey Lauenburg, wo er durch beyde Backen geschossen wurde — erwarb er sich den Beynahmen des Kriegers ohne Furcht und Tadel.

bewegt wollte er sich zurückziehen, als dieser freundschaftlich auf ihn zukam, ihn bey der Hand nahm, zu sich zum Sitzen nöthigte, und sagte: Er soll auf seinem eigenen Gute nur nicht so fremd thun; er, Moreau, habe sich von dem Augenblick an, da er wußte, daß der ehemahlige Eigenthümer aus dem Verzeichniß der Ausgewanderten ausgestrichen sey, nur als eine Art von Verweser des Vermögens eines hochachtungswürdigen Mannes betrachtet. Den Landsitz habe er für 100,000 Liv. erkauft; es sey aber allgemein bekannt, daß er 300,000 Liv. unter Brüdern werth sey. Er, Moreau, schlage ihm daher die Wahl vor, ihm als dem rechtmässigen ehemahligen Besitzer die übrigen 200,000 Liv. noch heraus zu zahlen; oder er wolle das Gut ihm für die Kaufsumme der 100,000 Liv. wieder überlassen, und das darein verwendete Geld nicht anrechnen, und da er, Moreau, wisse, daß seine Vermögensumstände sehr klein seyen, so wolle er ihm lange Zahlungstermine bewilligen. Nun entstand ein Wettstreit von Edelmuth. Endlich brachte es Moreau durch Beweggründe, die aus der Lage von des Emigranten Frau und Kindern hergenommen waren, dahin, daß dieser die 200,000 Liv. welche der Landsitz mehr werth war, annahm.

Hoche.

Dieser französische General, dessen Vater ein Stallknecht war, verdankte es der Güte einer seiner Tanten, daß er lesen und schreiben lernte.

In seiner zartesten Jugend übte er sich schon, von allem den Grund anzugeben; er fragte ältere Personen mit Neugierde aus, und achtete auf ihre Antworten mit Begierde; oft setzte er sie durch seine sehr feinen Antworten in Verlegenheit.

So wie er an Alter und Kräften wuchs, wuchsen auch seine Bedürfnisse. Er ward für die gute Tante eine zu schwere Last; seine Delikatesse litt darunter, ehe es die Tante gewahr wurde.

Ich will meinen Unterhalt selbst gewinnen, sagte er zu sich, es kümmert mich wenig, wie das geschieht; in meinen Augen ist

Als unter den Mauern von Straßburg seine Soldaten den Muth sinken ließen und bereits zu weichen anfingen, entflammte er sie, indem er ihnen mit festem Tone zurief: „Den Feinden, nicht euch habe ich zu weichen befohlen."

Er sollte abgesetzt werden; damahls war er Brigade-General, aber Pichegru erhielt ihn, und die Soldaten riefen laut: Laßt uns unsern General, der uns immer zum Siege führt.

Der so große Antheil, den er an den glänzenden Aktionen der fränkischen Waffen 1794 — 95 hatte, machte ihn zum Divisionsgeneral, was er eigentlich dem Moreau zu verdanken hatte.

In Aegypten schenkte ihm Bonaparte einen mit Diamanten besetzten Dolch, worauf die Worte eingegraben waren: Eroberung von Maltha, Schlacht bey Schebreß, Schlacht bey den Pyramiden.

Er eroberte Oberägypten, zeichnete sich aber nicht bloß in vielen Schlachten und Gefechten als Krieger, sondern auch als Staatsmann, Stifter der Ordnung und des Friedens aus, und erhielt den Nahmen des gerechten Sultans.

Auch als Kenner, Freund der Künste that er sich hervor, indem er die denkwürdigen Ruinen und Denkmahle Aegyptens untersuchte.

In der Schlacht bey Marengo stürzte Desaix auf den Ruf des ersten Consuls: „Kinder, erinnert euch, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu schlafen," mitten in die feindlichen Bataillone, wobey die Reserve, die er kommandirte, mit dem Bajonette angegriffen hat.

Die Division Boudet folgte dieser kühnen Bewegung und die ganze Armee rückt im Sturmmarsche vor. Das Schlachtgewühl wird schrecklich; aber, o Schmerz! Desaix fällt von einem mörderischen Bley getroffen, in dem Augenblick, wo sein muthiges Vordringen entscheidet. Er endigt seine Laufbahn mit den schönen Worten: „Sagt dem ersten Consul, daß ich mit dem Bedauern sterbe, nicht genug gethan zu haben, um bey der Nachwelt zu leben."

Staatliche Bibliothek Bamberg

Inhalt.

Seite.

Alexander I. jetziger Kaiser von Rußland. = = = = = = 7
Friedrich Wilhelm III. jetziger König von Preussen. = = = = 17
Immanuel Kant. = = = = 25
Pichegru. = = = = = 34
Moreau. = = = = = = 36
Hoche. = = = = = = 40
Sieyes. = = = = = = 43
Carnot. = = = = = = 45
Custine. = = = = = = 47
La Fayette. = = = = = 52
Ludwig XVI. = = = = = 58
Marie Antonie. = = = = 65
Dauphin, Ludwig XVI. Sohn. = = 79

Seite.

Gustav III. König von Schweden. = 81
Titus Manlius. = = = = 83
Alphons der Große, König von Arragonien. = = = = = 86
Karl von Antwerpen. = = = 87
Heinrich V. König von England. = 88
Herzog von Biron. = = = = 90
Angelika Franziska Roland. = = 92
Barbula und Markus. = = = 94
Herzog von Bukingham. = = = 96
Plinius der Jüngere. = = = 98
La Vaquerie. = = = = = 100
Ludwig XIV. = = = = = 102
Gräfinn Chateau Briand. = = = 106
Ludwig XI. = = = = = 109
Ludwig XIII. = = = = = 112
Reverend von Bougy. = = = 114
Monime von Milet. = = = = 116
Louis Balbe Berton de Crillon. = = 120
Lamoignon de Malesherbes. = = 137
Anna Boleyn. = = = = = 143
Garrik. = = = = = = 145
Shakespeare. = = = = = 151
Graf Chatham und sein Sohn Pitt. = 153
Volney Beckner, ein zwölfjähriger Knabe. 162
David Klaus. = = = = = 167

	Seite.
Julia des Antonius Mutter.	174
Hambrök.	176
Swift.	178
Helvetius.	180
Canut, König von Dänemark.	183
Quin.	185
Demetrius Poliorcetes.	188
Orontes.	191
Gelon.	192
Philippus.	193
Alexander, genannt der Große.	197
Themistokles.	203
Aristides.	204
Phocion.	206
Lorenz Sterne.	210
Georg II. König von Großbritanien.	215
Alphons IX. König in Leon.	216
Fenelon.	219
Leonidas.	224
Epaminondas.	225
Desaix.	230

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Edle Charakterzüge, schöne und große Handlungen, wichtige Anekdoten, Scenen, witzige Einfälle und letzte Worte berühmter Menschen der älteren und neuern Zeit
Bd.: 1.

1804

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.3080(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11415009-6